<36635361760016

<36635361760016

Bayer. Staatsbibliothek

Bridge
5 5 f 21

Kunz von der Rosen,

Maximilians des Ersten lustiger Rath.

Ein Beitrag zur Geschichte der Niederländischen Unruhen im funfzehenden Jahrhunderte.

Erster Theil.

Freyberg und Annaberg,
in der Crazischen Buchhandlung
1792.

BIBLIOTHEK

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Bereits vor einigen Jahren erhielt ich die Veranlassung, die im Theuerdank erzählten Begebenheiten Kaiser Maximilians des Ersten, als ein Gegenstük zu den damals so sehr überhand genommenen, und gegenwärtig gewissermaasen noch immer fortdauernden Unruhen in den österreichischen Niederlanden, dem Publiko in einem, unserm heutigen Geschmakke angemessenen Gewande vorzulegen; bei genauerer Prüfung dieser Idee fanden sich iedoch mehrere Schwürigkeiten, welche die Ausführung eher ab- als anriethen.

Herr Melchior Pfinzing hatte bei dem Theuerdank seine besondere Absicht. Er wollte dem iungen König Karl von Spanien mit den mannichfaltigen Gefahren bekannt machen, in die ein ehrgeiziger, und wie sich der Dichter ausdrückt „gailer" — iunger Herr nothwendig gerathen müßte, wenn er bei seinen Unternehmungen zu viel

F. O. germ. 1426 to

[Strauss]

<366353617600 16

<366353617600 16

Bayer. Staatsbibliothek

Bridges
S.P.G. 121

Kunz von der Rosen,

Maximilians des Ersten lustiger Rath.

Ein Beitrag zur Geschichte der Niederländischen Unruhen im funfzehenden Jahrhunderte.

Erster Theil.

Freyberg und Annaberg,
in der Crazischen Buchhandlung
1792.

BIBLIOTHEK

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Bereits vor einigen Jahren erhielt ich die Veranlassung, die im Theuerdank erzählten Begebenheiten Kaiser Maximilians des Ersten, als ein Gegenstük zu den damals so sehr überhand genommenen, und gegenwärtig gewissermaasen noch immer fortdauernden Unruhen in den österreichischen Niederlanden, dem Publiko in einem, unserm heutigen Geschmakke angemessenen Gewande vorzulegen; bei genauerer Prüfung dieser Idee fanden sich iedoch mehrere Schwürigkeiten, welche die Ausführung eher ab- als anriethen.

Herr Melchior Pfinzing hatte bei dem Theuerdank seine besondere Absicht. Er wollte dem iungen König Karl von Spanien mit den mannichfaltigen Gefahren bekannt machen, in die ein ehrgeiziger, und wie sich der Dichter ausdrückt „gailer" — iunger Herr nothwendig gerathen müßte, wenn er bei seinen Unternehmungen zu viel

auf persönliche Vorzüge, auf Glück, und auf andere zufällige Dinge sich verlassen wollte. Die Beweise wurden aus der Geschichte Kaiser Maximilians hergenommen, das Ganze aber, „in form maß vnd weiß der Heldenpücher" ohne weitere Beobachtung der Zeitfolge mit völliger dichterischer Freiheit behandelt.

Ein solches Werk mußte nothwendig in ienen Zeiten allgemeinen Beifall finden: Maximilians Geschichte war dem Leser ausserdem schon bekannt, Innhalt und Vortrag selbst dem damaligen Geschmakke durchaus angemessen. Heut zu Tage hingegen dürfte der Theuerdank in seiner ursprünglichen Gestalt auf diesen Beifall nicht mehr rechnen. Plan, Einleitung und Styl, alles hätte umgearbeitet werden müssen: wie wenig eigenthümliches würde ihm folglich geblieben seyn? — und überdies ließ die Gleichförmigkeit seines Innhalts bei der Art der Behandlung immer eine sehr monotonische Geschichte voraussehen.

Man verließ daher diese Idee; **der Weyß Kunig** sollte nunmehr zum Grunde

Grunde gelegt, nach seiner Anleitung Maximilians niederländische Begebenheiten erzählt, der Theuerdank dabei blos benuzt werden. Allein auch hierbei zeigten sich bald mehrere Schwürigkeiten. Der erlauchte Verfasser dieses Werks hatte nie die Absicht, eine vollständige Geschichte seiner Regierung in selbigem zu liefern: er wollte blos der Nachwelt eine zuverläßige Erzählung seiner Kriegsbegebenheiten hinterlassen. Daher nahmen Beschreibungen von Schlachten und Belagerungen den ungleich größern Theil des Weyß Kunigs ein; nur in so weit, als es der Zusammenhang nothwendig erfordert, werden, wiewohl immer sehr kurz, die politischen Verhältnisse bemerklich gemacht, durch welche Maximilian sich zu diesem oder ienem Kriege veranlaßt sahe. Und wäre das alles mit möglichstem Fleiße bearbeitet, in dem gefälligsten Tone erzählt worden, hätte man wohl über diese Gegenstände iemals etwas unterhaltenders zu liefern hoffen dürfen? —

Gleichwohl dünkten mir iene niederländischen Begebenheiten, besonders bei den gegenwärtigen Zeitläuften, viel zu interessant,

als

als selbige ganz unbearbeitet zu lassen, und ich entschloß mich daher in diesem Buche einen Theil derselben dem Publiko, nach meinem eigenen Plane bearbeitet, vorzulegen.

Da ich iedoch nicht die Geschichte iener Zeiten schreiben, sondern blos Hauptbegebenheiten zum Grunde legen, und nach deren Anleitung ein Lesebuch bearbeiten wollte, so glaubte ich auch, mir hierbei mehrere Freiheiten erlauben zu dürfen, als dem Geschichtschreiber iemals zu thun verstattet ist. Aus diesem Grunde wählte ich auch Kunzens von der Rosen Namen zur Uiberschrift: unter der Firma eines lustigen Raths durfte manches erzählt, manches hinzugefügt, manches auf eine Weise dargestellt werden, welche Maximilians erlauchter Name nie verstattet haben würde. Uibrigens ist bei dieser, obschon freien Bearbeitung eines Theils der frühern niederländischen Begebenheiten, wenigstens in der Hauptsache, die wahre Geschichte nie aus den Augen gelassen, vielmehr sind dabei mehrere Geschichtschreiber, und bei einzelnen Erzählungen sowohl der Theuerdank als der Weyß Kunig selbst benuzt worden.

Dies

Dies leztere veranlaßt mich, über die Entstehung und litterarische Geschichte dieses, für die ältere deutsche Litteratur sehr schäzbaren Werks einige Nachrichten in diesem Vorberichte mit einzurükken.

Ohngefehr vor zwanzig Jahren war der **Weyß Kunig** nur noch dem Namen nach bekannt, aber man wußte doch immer so viel, daß Marcus Treizsauerwein von Ehrentreiz *), Kaiser Maximilians des Ersten Geheimschreiber, unter diesem Titel die Geschichte Kaiser Friedrichs des Dritten

---

*) In der Dedikation und Nachschrift zum W. K. sagt dies Herr Marx selbst. Von seinem Leben haben wir bis iezt weiter keine Nachrichten auffinden können, als die im zweiten Theile des W. K. selbst enthalten sind, wo etliche Treizsauerweine als sehr geschikte und kunstreiche Harnischmeister erwähnt werden, welche dem Stahl eine ganz besondere Härte zu geben verstanden hätten. Mit ihrem Absterben sei iedoch diese Kunst beinahe verlohren gewesen: nur ein einziger ihrer Knechte hätte davon noch Kenntnisse gehabt. Von ihrem Wohnorte gedenkt übrigens der W. K. weiter nichts. — Nach

einer

ten und Maximilians des Ersten beschrieben hätte. Von einem solchen Mann konnte man allerdings sehr wichtige Beiträge zur Geschichte dieser beiden Kaiser erwarten: zudem beruft sich Melchior Pfinzing in seinem Theuerdank nicht selten auf ein Buch unter dem Namen: Blank Kunig. Wahrscheinlich war dieses angeführte Werk der Weyß Kunig, und mit allem Rechte vermuthete man, in diesem wichtige Erläuterungen über die räthselhaften Erzählungen des Theuerdanks zu finden. Alles dieses vermehrte den Wunsch nach der Erscheinung dieses merkwürdigen Buchs. Endlich erschien

---

einer Note zum W. K. soll Herr Marx am 6. Sept. 1527 gestorben, und zu Neustadt in die Domkirche begraben worden seyn. Auf seinem Grabe befindet sich folgende Aufschrift: Anno Domini 1527. am 6. Tag Septembr. ist gestorben und allda begraben der Edelgestreng Ritter Herr Marx Trautsauerwein von Weistnitz Königlicher Majest. zu Ungarn und Behaim Cantzler. —

Der Beisaz von Weistnitz macht es doch zweifelhaft, ob hier von unserm Herrn Marx die Rede ist. Er schrieb sich allemal von Ehrentreiz.

schien es zu Wien bey Joseph Kurzbök im Jahre 1775 in Folio unter dem Titel: „Der Weiß Kunig. Eine Erzeh= „lung von den Thaten Kaiser „Maximilian des Ersten, von „Marx Treitzsaurwein, auf des= „sen Angeben zusammengetra= „gen, nebst den von Hannsen „Burgmair dazu verfertigten „Holzschnitten. Herausgegeben „aus dem Manuscripte der kai= „serlich = königlichen Hofbiblio= „thek. —

Daß Kaiser Maximilian dieses wichtige Werk nicht blos veranstaltet, sondern den größern Theil desselben wenigstens in der Hauptsache selbst bearbeitet habe, war von ieher die allgemeine Meinung. Die öffentliche Bekanntmachung des Weyß Kunigs hat selbige noch mehr bestätigt.

Kaiser Maximilian der Erste gehörte ohnstreitig unter die gelehrtesten Fürsten seiner Zeit. So fehlerhaft auch immer der

Unter=

Unterricht seyn mochte, den er in seiner frühern Jugend genoß, so erwarb er sich doch nachher, vermöge seiner leichten schnellen Fassungskraft im Umgange mit Gelehrten, eine Uibersicht des ganzen damaligen Vorraths menschlicher Kenntnisse. Bekanntermaasen beschäftigte er sich mit Geschichte und Genealogie am mehresten. Es ist daher wohl nicht zu verwundern, daß er endlich auf den Gedanken kam, selbst einen Theil seiner Begebenheiten, besonders als Feldherr, für die Nachwelt aufzuzeichnen. Seine Absicht hierbei erhellt aus den vier Reimen, welche im Manuscript des Weyß Kunigs nach der Vorrede sich befinden, und die wir hier einzurükken nicht für überflüssig halten:

„Merck vil wird von mir geschrieben
„Was sachen vnd Krieg Ich hab getrieben.
„Darum schreib, wie ich dir iezo sag,
„So kumbt die recht Wahrheit an den Tag.

Es möchte wohl schwer zu bestimmen seyn, wenn Maximilian diese Arbeit eigentlich

lich angefangen habe. Nach der dem Weyß Kunig vorgedrukten Einleitung, war das Manuscript durch die gemeinsamen Bemühungen Maximilians, seiner Räthe und übrigen Gefährten seiner Heerzüge im Jahre 1512 bereits bis zur Hälfte vollendet, und zu Johanne 1514 brachte Herr Marx Treizsauerwein das ganze Manuscript schon in Ordnung. Man könnte also ohngefehr in das Jahr 1509 den Anfang dieser Arbeit sezzen, wenn nicht die Contin. Chron. Ursp. ausdrüklich bei dem Jahr 1499 erwähnte, das Maximilian während der Reise von Lindau nach Costniz seinem Sekretär, in Beiseyn Pirkheimers, ein Stück aus seinem Leben lateinisch diktirt hätte. Allein Pirkheimer gedenkt, in seiner Geschichte des Schweizerkriegs, von diesem Vorgange gar nichts, auch erregt der Umstand, daß Maximilian diese Geschichte in lateinischer Sprache diktirt haben solle, noch mancherlei Zweifel wider die Wahrheit der ganzen Erzählung. Aubert Miräus *) versichert zwar, daß der Erzherzog Karl diese Nachrich-

*) A. Miraeus de script. Saec. XVI. N. XXVI.

richten aus dem Original abgeschrieben, und im Jahre 1618 mit nach Spanien genommen hätte, wo sie iezt in der olivarensischen Bibliothek zu Madrit aufbewahrt würden; allein ich weiß doch nicht, ob diese Versicherung, Cuspinians Zeugniß zu widerlegen, im Stande seyn möchte*).

Man müßte denn annehmen, daß Maximilian damals eine von dem Weyß Kunig durchaus verschiedene Geschichte seiner Zeit bearbeitet hätte.

In der kaiserlich-königlichen Bibliothek zu Wien befindet sich blos ein deutsches Manuscript; auch sind die übrigen dahin gehörenden Aufsäzze (wovon sogleich weitläuftiger gehandelt werden soll) sämmtlich in deutscher Sprache abgefaßt.

Be-

*) Scripsit Maximilianus Caesar, sagt Cuspin. in vita Maxim. p. DCCXXIII. *patria lingua*, eadem manu, qua ensem tractavit, res proprias, Iulium Caesarem imitatus, opere insigni, cui titulus: *Albus Rex*, quod exstat, quo omnia eius bella graphice describuntur, sed nondum editum est, quia imperfectum.

Bereits im Vorhergehenden ist erwähnt worden, daß die Geschichte des Weyß Kunigs im Jahr 1512 bis zur Hälfte entworfen war: im Jahr 1514 wurde auf ihre Vollendung Bedacht genommen, und Herr Marx Treizsauerwein von Ehrentreiz erhielt von seinem Monarchen den Auftrag, das ganze Werk in Ordnung zu bringen. — Uiber den Erfolg dieser Arbeit drükt sich selbiger in der Nachschrift an Kaiserliche Majestät folgendermaasen aus:

„Nach Ew. kaiserlich Mayestät Ernst-
„lich bevelh muntlich antzaigen, und schrift-
„lich Unterricht, Mir Marxen Treytzsau-
„erwein von Erntreiz gethan, hab ich ditz
„puch genannt der Weyß kunig mit schrifft
„und gemel in ordnung gebracht. Als vil
„Ewr. kayserliche Mayestät mir darinne
„geoffenbart hat vnd mir wissend gewest
„ist. Und solich arbeit ist durch mich vol-
„pracht worden, in der Zeit zwischen sannd
„Johannstäuferstag und den Weinechten
„im XV Hundert und XIIIIten Jar."

Die

Die Frucht dieser Arbeit war das große Manuscript *), nach welchem die vorliegende Ausgabe des Weyß Kunigs besorgt worden ist.

Die Unordnung, in welcher sich die Aufsäzze, ohngeachtet Herrn Marxens Arbeit, immer noch befanden, und die geheimnisvolle Einkleidung des Vortrags selbst, verursachte iedoch eine neue Arbeit.

In ein besonderes Buch**) wurden Fragen über die zweifelhaften Stellen eingetragen,

---

*) Diese Nachrichten sind aus der Einleitung zum weißen König genommen. — Das große Manuscript kam in den Bücherschaz zu Ambras in Tyrol, nachher in die K. K. Bibliothek zu Wien. — Kaiser Maximilian hielt sich ao. 1515, also gleich zu der Zeit, als das Manuscript fertig geworden war, in Tyrol, zu Insprug, auf. Das Manuscript ist in Folio auf Papier geschrieben, und befindet sich unter d. Histor. prof. No. XVI.

**) Fragebuch, Histor. prof. No. XVIII. — Herr von Khaus in seinen Versuchen einer Geschichte der österreichischen Gelehrten p. 90 spricht

gen, und zu Erörterung der vielfältigen Zweifel schrieb man in die vorläufigen Abschriften *) verschiedene Glossen, die iedoch zum größten Theil aus Muthmasungen, und oft in irrigen Auslegungen bestanden. Alles berufte sich endlich auf den Kaiser. Aber sein hohes Alter, und seine wichtigern Geschäfte verhinderten ihn, sich mit dieser Arbeit weiter zu befassen. Er ward endlich der Welt entrissen, ohne eine gedrukte

---

spricht von dieser Nummer, als von einem unvollkommenen Exemplar des weißen Königs — pag. 109 behauptet er sogar, das Fragebuch sey gar nicht mehr vorhanden. Beides wird durch die Einleitung zum weissen König widerlegt.

*) Diese befinden sich ebenfalls in der K. K. Bibliothek unter d. Histor. prof. No. XIX. CXLIV et CXLV — von Khauz a. a. O. sagt: No. CXLV sey ein Coder in Folio von 190 Blättern, in welchem verschiedene zu dem Weißen Kunig gehörige, meistentheils mit Maximilians eigener Hand geschriebene Stükke enthalten wären. Die Unzuverlässigkeit der beigeschriebenen Glossen scheint iedoch den leztern Umstand nicht zu bestätigen.

drukte Ausgabe dieses Werks erlebt zu haben.

Nach Kaiser Maximilians Tode, noch im sechzehnten Jahrhunderte, sammelte der gelehrte Reichard Strein, Freiherr von Schwarzenau, verschiedene seine Anmerkungen zu dem Weyß Kunig, die nach seinem Absterben in Georg Christoph von Schallenbergs Hände kamen.

Schallenberg fand bei seinem Aufenthalte in Wien im Jahre 1631 eine Sammlung der meisten zu der Geschichte des Weyß Kunigs gehörigen Bilder, auf einigen sogar Auslegungen dazu, von Kaiser Maximilians eigener Hand. Dadurch ermuntert, beschäftigte er sich mit der Geschichte des Weyß Kunigs, und brachte, ohne den Text desselben bei der Hand zu haben, eine beträchtliche Anzahl von Scholien zusammen *). Er soll die Absicht gehabt haben, eine vollständige Ausgabe aller Maximilianischen Werke zu besorgen. — Sein Tod ver-

*) Wo diese Sammlung sich iezt befindet, wird in der Einleitung nicht bemerkt.

verhinderte ihn iedoch, dieses Unternehmen auszuführen.

Ganz von ohngefehr entdekte man endlich zu Graiz im Herzogthum Steyermark die Holzschnitte der für den Weyß Kunig bestimmten Figuren. Beinahe wären sie für immer verlohren gewesen. Sie wurden hierauf in die K. K. Hofbibliothek nach Wien gebracht, wo man sich nunmehro im Stande befand, die Herausgabe dieses Werks zu veranstalten.

Das ganze Werk enthält etwas über drey Alphaber, oder 307 Seiten, ohne die 6 Seiten lange Einleitung der Herausgeber, und das vorgedrukte Verzeichniß der Kapitel. Druk und Papier sind schön; die ältere Orthographie des Manuscripts und die in selbigem befindliche Eintheilung des Textes in 222 Kapitel nebst ihren Ueberschriften ist beibehalten worden.

Zweihundert und zwanzig sauber gefertigte Holzschnitte, welche den Innhalt der Erzählung darstellen, befinden sich dem Texte unmittelbar beigefügt. Zwölf ähnli-

che Holzschnitte, für die man wahrscheinlich in der Erzählung keine Stelle finden zu können glaubte *), folgen am Ende.

Hannß Burgmaier hat diese Holzschnitte zum größern Theile gefertiget. Sein Zeichen H. B. erblikt man auf den mehresten. Diese unterscheiden sich von den übrigen durch kräftige gewisse Behandlung gar sehr. In allen bemerkt man die fruchtbare Einbildungskraft des Künstlers. Die mehresten haben einerlei Gegenstand, das Getümmel der Schlacht — und doch unterscheidet sich in Absicht der Erfindung ie-

des

---

*) Der erste von diesen Holzschnitten stellt ohnstreitig Maximilians Krönung zum römischen König vor. Maximilian als iunger Herr sizt auf dem Throne, ihm zur Rechten stehen die drey geistlichen, zur Linken drey weltliche Churfürsten. Alle sechse sezzen ihm gemeinschaftlich die Krone auf. — Die Krönung geschahe am 9. April 1486. Churfürst Albrecht von Brandenburg war bereits am 11. März d. J. gestorben; folglich waren nur drey weltliche Churfürsten gegenwärtig. Im W. K. geschieht von dieser Krönung keine Erwähnung.

des dieser Blätter durchaus von den andern. Man erblikt auf vielen über hundert Personen. —

Auf den Zeichner kam freilich dabey alles an. Sein Name findet sich nirgends angegeben; einige Umstände lassen iedoch auf Albrecht Dürer schließen.

Albrecht Dürer und Hannß Burgmaier beschäftigten sich ohngefehr in der nehmlichen Zeit *), als diese Platten zum Weyß Kunig gefertigt wurden, auf Befehl Kaiser Maximilians mit einer ähnlichen Arbeit, zum Behuf des bekannten Triumphwagens. Albrecht Dürer mußte die Zeichnungen fertigen, und Hannß Burgmaier die Platten darnach schneiden. Schon aus dem Grunde wird wahrscheinlich, daß Albrecht Dürer auch zu dem Weyß Kunig die Zeichnungen geliefert habe: noch mehr aber aus der Behandlung der Arbeit selbst.

Man erkennet sehr bald, besonders bei großen mehr ausgearbeiteten Figuren, die

Düre-

---

*) Im Jahr 1512. Siehe des Herrn von Murr Journal zur Kunstgeschichte und zur ältern Litteratur, 9. Theil pag. 3 — seq.

Dürerische Manier in Werfung des Gewandes, und Ordnung der Falten — Und gesezt, Dürer hätte auch nur zu solchen Blättern die Zeichnungen gefertiget, so würde schon dadurch der Werth dieser Holzschnitte in den Augen der Kunstfreunde sehr viel gewinnen.

Das Werk selbst hebt sich an mit einem Vorbericht, worinne Herr Marx Treizsauerwein „demienigen, der etwa mocht „vermainen, das puch were mit gemält vnd „schrifft volkümenlich volpracht," zur Antwort giebt: „Diß Puch ist Nun allein ein „Materie vnd ain unvolkumenlich *) „Werkh vnd nichts anders, dann ein gestalt „die Ime der allerdurchleuchtigst grosmechtigist, streitperist, vnd vnuberwindtlichist Kayser Maximilian ꝛc. in dem XVc „vnd XIIII. Jar fürberait hat, daraus mit „lieb-

*) Ein unvolkumenlich werk nennte Herr Marx dieses Werk ohne Zweifel wegen der geheimnisvollen Einkleidung der Erzählungen und Veränderungen der darinne vorkommenden Namen. Wer sollte z. B. unter dem rothen Kunig den König von England, unter dem Kunig der Schwarz den König von Spanien, unter dem Grun Kunigreich das

„lieblicher wolsprechung der teutschen sprach
„Mit Rechter ordnung der menschenver-
„nunft vnd mit aller seiner notturfftigen Zu-
„gehörungen der küniglichen Wahrhait, ain
„volkumenlich werk zu machen, das sonst
„nyemands an underweisung vollbringen
„mag."

Hernach folgt: die Vererung diß Pue-
„ches" oder die Dedikation an Karln den Fünften König von Spanien. In selbiger sagt Herr Marx Treizsauerwein ausdrüklich: „daß durch die Personn der großmech-
„tigkeit E. kuniglichen gnaden aufenthal-
„ter diß Puch der wahrhait mit schriften,
„werken vnd taten volpracht worden, dem-
„selben kuniglichen geschlecht zu ainer ge-
„dächtnuß, vnd Ewrn kuniglichen genaden
„vnd Ewr gnaden Brueder dem durchleuch-
„tigsten kunig Fertinandus zu Eren und zu
„ainer underweisung."

Im Manuscript befindet sich vor der Dedikation ein Gemälde, auf welchem Kaiser

---

das Königreich Ungern verstehen? Die wahre Bedeutung dieser Namen war um so schwerer zu finden, da weder die Jahrzahl noch der Name der Oerter auf die Geschichte, von der eben gehandelt wird, schließen ließ.

ser Maximilian in vollem Harnische auf dem Throne abgebildet ist. Sein Sekretair, Herr Marx, kniet am Fuße des Throns, und scheint dasienige aufzuzeichnen, was ihm der Kaiser diktirt. An den Stuffen des Throns liest man die oben angeführten vier Reime. Von diesem Gemälde ist iedoch in der Ausgabe kein Holzschnitt vorhanden. An dessen Stelle ist Herr Marx Treizsauerwein abgebildet, wie er König Karln das Manuscript kniend überreicht. Karl sizt in fürstlicher Kleidung mit Krone und Zepter unter einem Baldachin auf seinem königlichen Throne; seine Hofleute stehen zu beiden Seiten. In dem Teppich hinter seinem Rükken erblikt man das spanische Wappen mit der Ordenskette und dem Zeichen des Ordens zum güldenen Vließe umgeben. — Karl ist, seinem damaligen Alter gemäs, als ein iunger Herr vorgestellt. Herrn Marxen hingegen hat man mit einer Mönchsplatte gezeichnet *).

Der erste Theil enthält die Geschichte der Vermählung und Krönung Kaiser Friedrichs

*) Doch war er kein Priester, sondern, wenn iene vorbemerkte Grabschrift von ihm handelt, ein Ehrenvester Ritter.

richs des Dritten, und ist in 12 Kapitel abgetheilt. Die erstern 4 Kapitel, worinne die Werbung um die Prinzessin Eleonora und ihre Reise nach Italien erzählt wird, sind wörtlich aus Falkensteins Histor. Coron. & Desponsat. Friderici III. übersezt; doch hat Herr Marx manche Stellen abgekürzt, andere hingegen mit neuen Zusäzzen vermehrt; in den übrigen acht Kapiteln sind zwar, bei Beschreibung der Krönungsfeierlichkeiten zu Rom und der Rückreise, andere Nachrichten zum Grunde gelegt, iedoch die Falkensteinischen auch dabei ganz deutlich benuzt worden. Dieser Theil faßt die Begebenheiten der Jahre 1450 bis 1452 in sich.

In dem zweiten Theile erzählt der Weyß Kunig in 45 Kapiteln „von des „iungen Weyß Kunigs Jugend, Lerung, „Schiklichkeit, und Erfahrung" bis zu seiner Verheirathung — von 1459 bis 1477.

Der dritte Theil liefert endlich Maximilians Verheirathung mit Marien von Burgund, einige Beiträge zu seinem Privatleben, und seine Kriegsthaten, bis zum Siege bei Ceratia am 7. October 1513. Er faßt 164 Kapitel in sich. —

Und

Und dieser dritte Theil ist nun wohl eigentlich Maximilians Werk allein, oder vielmehr derjenige, bei welchem seine Aufsäzze zu Grunde gelegt sich befinden. Denn er wollte ia, nach den vier Reimen, nur das aufzeichnen lassen: „Was Sachen und „Krieg er hätte getrieben." Auch geben die Worte der Dedikation „Nun ist durch „die Person der großmachtigkeit Ewr. „kuniglichen genaden aufenthalter diß „Puech der Wahrhait mit Schriften, „Werken und Thaten vollpracht worden" dies ziemlich deutlich zu verstehen, besonders wenn man die darauf folgende Stelle dazu nimmt, worinne Herr Marx den beiden königlichen Brüdern solche Thaten ihres Herrn Großvaters zum Muster ihrer künftigen Regierung aufstellt. — Sie sollten daraus lernen, in dem Gesez des christlichen Glaubens zu leben, mit der königlichen Tugend und Maas zu regieren, mit der Dankbarkeit und Milde zu belohnen, mit dem Schwerte der Gerechtigkeit und Handhabung der königlichen Ehre zu streiten.

Hierzu konnten sie aber weder in dem ersten noch zweiten Theile viel Anleitung finden. Ueberdies liefert ia der erste Theil durchaus gar nichts von Maximilians Geschichte.

Daß

Daß er beinahe zur Hälfte aus dem Falkenstein genommen ist, haben wir schon bemerkt. Der zweite Theil enthält zwar verschiedene Erzählungen aus Maximilians früher Jugendgeschichte, allein der größere Theil desselben ist höchstwahrscheinlich ganz Hrn. Marxens Arbeit. Man erkennt darinne sehr bald den Hofmann. Des jungen Herrn Schiklichkeit, Talente und Fortschritte werden, und, wie die Geschichte lehrt, zuweilen selbst auf Kosten der Wahrheit, erhoben. So sagt er zum Beweis im XVII. Kapitel: „In kurzer Zeit lernet der Junge Sun die „Sprach," und im XVIIIten „Da erwelt „der Alt Weyß Kunig, etlich hochgelert „maister — und verordent, die zu seinem „Sun, Jme die Latein — zu lernen — dar„innen er gar vleissiglich lernet vnd studieret, „vnd hat an Jme das Erlich gemuet, daß „Er mit seiner Lernung vnd mit seinem „Vleis nichts versäumet, dadurch er von „den maistern gestraft mocht sein worden."

Es ist aber bekannt *), daß Maximilian erst in seinem zwölften Jahre deutlich sprechen lernte, und daß daran zum Theil die

*) Cuspian. in Vita Maxim. und andre mehr.

die unartige Behandlung eines seiner Lehrer, Peter Engelbrechts, Schuld war, von dem der Kaiser, nach Cuspinians Zeugnisse, bey einer Gelegenheit selbst äußerte: „Wenn „heute Peter noch beim Leben wäre, wollte „ich dann auswirken, daß es ihm seines „Unterrichts gereuen sollte," — andere ähnliche Beispiele zu geschweigen. Man würde auch der bekannten Bescheidenheit Kaiser Maximilians würklich zu nahe treten, wenn man die Entwerfung dieses zweiten Theils ihm selbst zuschreiben wollte. Die mehresten Kapitel enthalten nichts als Lobeserhebungen. Jede, auch die entfernteste Gelegenheit wird benuzt, um Maximilians Talente in das helleste Licht zu sezzen, — um zu zeigen, daß er alle andere Könige und Fürsten an Weisheit, Gelehrsamkeit, Klugheit, teuerlichem Wesen und Tapferkeit weit übertroffen habe. — In dem Tone würde der bescheidene Maximilian gewiß nicht von sich selbst gesprochen haben. Es ist gewissermaasen schon auffallend, daß er seinem Geheimschreiber auf diese Weise zu schreiben erlaubte. —

Ein ganz anderer Ton herrscht dagegen im dritten Theile. Die Begebenheiten werden kurz, ohne allen Schmuk und Wort-

gepränge, erzählt, mit gleicher Offenherzigkeit Maximilians glükliche oder unglükliche Unternehmungen dargestellt. Kein gesuchtes Lob, kein geflissentliches Hinweisen auf des Kaisers Tapferkeit oder andere persönliche Vorzüge. Blos aus Liebe zur Wahrheit erzählt der bescheidene Maximilian seine eigene Thaten; ihre Beurtheilung überläßt er der Nachwelt.

Nach dem Beispiele früherer Heldenbeschreiber veränderte auch Maximilian alle in seiner Geschichte vorkommende Namen *). Doch mochte ihn auch vielleicht die Neuheit der Begebenheiten dazu veranlassen. Die dabei interessirten Personen erscheinen nicht immer in dem vortheilhaftesten Lichte. Maximilians Tapferkeit und Kriegsglük hatten die mehresten am Ende weichen müssen; durch seine Klugheit und Weltkenntniß

*) In der Erzählung des im Jahre 1504 und 1505 wider Pfalzgraf Ruprechten geführten Bayerischen Successionskriegs sind die Namen beibehalten worden; doch folgen die Buchstaben in umgekehrter Ordnung. So heißt z. B. Bayern: Neriab — Herzog Georg von Baiern, durch Anagramm: Groy — u. s. w.

niß waren ihre heimlichen listigen Anschläge gemeiniglich vereitelt worden. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß sich Maximilian zu dieser Namensveränderung auch aus Schonung entschloß, wiewohl dadurch im Ganzen die Erzählung an ihrer Deutlichkeit und Verständlichkeit gar viel verlohren hat.

In den beiden erstern Theilen findet iedoch diese Namensveränderung nicht statt, ausgenommen bei Kaiser Friedrich und Maximilian. Ersterer führt den Namen des alten und lezterer des iungen Weyßen Königs.

Dieser Umstand unterscheidet den dritten Theil von den beiden erstern noch mehr, und bestätigt die vorher geäußerte Vermuthung. Herr Marx unterstand sich nicht, die von seinem Herrn gewählten Namen zu verändern, bey den beiden erstern Theilen hin-

---

Von Khauz a. a. O. behauptet sogar, alle im W. K. vorkommende Namen wären auf diese Weise verändert. — Die Note sagt: „Im Mscpt. des W. K. sind überhaupt „alle eigene Namen durch Anagrammen ver„sezt. So heißt z B. Bayern: Neriab ꝛc. „Dies hat man hier ein- für allemal zu mer„ken."

hingegen konnte er ganz nach seiner Willkühr handeln. Die Quellen, woraus er schöpfte, lieferten die wahren Namen: als Epitomator behielt er sie unverändert bey.

Warum übrigens für dieses Buch, und folglich auch für Maximilian selbst, der Name: **Weyß Kunig** gewählt worden ist, ist noch nicht ausgemacht. Man ist noch nicht einmal einig, ob darunter ein Weiser (sapiens) oder Weißer (albus) König verstanden werden soll. Die letztere Meinung hat iedoch das mehreste für sich —

Schon der Titel des großen Manuscripts, **Der Weyß Kunig**, spricht dafür; und was man auch wider die Unzuverlässigkeit der damaligen Orthographie etwa einwenden dürfte, so ergiebt sich doch aus dem Texte selbst, daß der Herr Geheimschreiber den Unterschied zwischen weise und weiß gar wohl gewußt habe. So schreibt er z. B. in der Dedikation „vnd „die menschliche Weisheit ꝛc." und gleich im ersten Kapitel: „es was ein sonn„der Edler Kunig von hoher Art, g ofer „vernunft — vnd sanftmuthiger Weis„heit."

Daß

Daß im Theuerdank öfters die Rede von einem Blank Kunig sey, worauf sich Herr Pfinzing bey der Beschreibung von Maximilians Thaten beziehet, ist schon oben bemerkt worden. Das alte Wort Blank deutet doch auf alle Fälle auf weiß *); und endlich hat der Verfasser, bey der Wahl der Namen für die übrigen Personen, nie auf ihren moralischen Charakter, oder auf die Vorzüge ihres Geistes Rükksicht genommen, vielmehr sind, zu besserer Unterscheidung der Personen, ihre Benennungen nach den verschiedenen Farben, und Hauptbildern ihrer Wappen, und nach andern zufälligen Umständen, gewählt worden.

Besser würde es iedoch auf alle Fälle gewesen seyn, wenn Maximilian diese Namensveränderung unterlassen hätte; die Erzählungen sind dadurch dunkel und unverständlich geworden. Auch befindet sich im Manuscripte die Zeit nicht angegeben, in welcher die Begebenheiten sich zugetragen haben. Ein Umstand, der die Erklärung dieser

*) Auch Cuspinian übersezt in der vorangeführten Stelle Weyß Kunig durch Albus Rex.

dieser Erzählungen noch mehr erschwerte; man wußte ia das Jahr nicht, unter welchem man bey andern Geschichtschreibern nachsuchen sollte.

Es war daher ein sehr großes Unternehmen der Herren Herausgeber des Weyß Kunigs, durch beigefügte Noten die im Texte befindlichen Dunkelheiten erläutern zu wollen: der glükliche Erfolg hat den Werth desselben noch mehr erhöht.

Die Noten sind zum Theil aus dem vorerwähnten Manuscript der k. k. Bibliothek, zum Theil aus Maximilians übrigen Geschichtschreibern genommen, und dem Texte unmittelbar beigefügt, auch die Quellen iedesmal bestimmt angegeben worden.

Auch hat es den Herren Herausgebern gefallen, ieder Seite das Jahr beidrukken zu lassen, in welchem die erzählte Begebenheit sich zugetragen hat; die Kapitel folgen zwar nach der, im großen Manuscripte der wahren Zeitrechnung oft zuwider laufenden Ordnung, doch hat man die Kapitel in dem vorgesezten Verzeichnisse nach einer so weit möglich richtigen Zeitfolge geordnet.

Zur Beurtheilung der Art des Vortrages und der räthselhaften Einkleidung

der

der Erzählungen, wird nachfolgende Stelle aus dem Werke selbst am besten dienen können.

Die Rede ist von der vorgewesenen Verheirathung Maximilians mit Annen von Bretagne.

„Vnd in solchem Starb auch der alt „Schwarz weiß kunig, vnd ließ hinder „Jme, ain ainige Tochter, die wolt der „Jung plab kunig zu ainem weib haben, „Aber schlueg Jme das ab, vnnd versprach „Sy zu der Ee, ainem andern kunig, das „Erzürnet den plab kunig, vnd huob mit „derselben Jungen kunigin an, noch hefti„ger zu kriegen, Also schicket Sy zu allen „ihren Freundten, auch zu dem Jungen „weisen kunig Jr zu helfen; Auf solches „schicket der weiß kunig, auch zwen ander ku„nig der Rot vnd der Schwarz Jr ain volck, „Es kam auch der vierdt kunig personnli„chen zu Jr, vnd etlich vil fursten, Aber „mit wenig volck, dann Sy vermainten „nit, das der plab kunig, sich so hertigcli„chen, vmb dieselb kunigin annehmen wur„de, der plab kunig kunt auch derselben ku„nigin Land nit erobern, noch kunt das be„halten, dann dieselbe kunigin wurde sein ge„mahl, die man aber Jme nit geben wolt,

„Nach-

„Nachdem Sy ainem andern kunig ver-
„sprochen was, Er vberkam sie aber mit
„der Zeit, zu ainem gemahl, Aber mit vn-
„versehen gwalt, das er sein zusagen vnd
„verschreibung nit hielt, von dieser sach
„were vil zu schreiben." —

Ohne eine genaue Kenntniß der Geschichte, wovon allerdings die beigefügten Noten ganz vorzügliche Beweise liefern, würden diese und alle ähnliche Stellen beinahe ganz unverständlich seyn — Man muß, um diese Erzählung verstehen zu können, wissen, daß unter dem alten schwarzen weißen König Franz der II. Herzog von Bretagne, und unter dem iungen blauen König, König Karl der VIII. von Frankreich verstanden wird. Die einzige hinterlassene Tochter ist die Prinzessin Anna von Bretagne.

Ihrer Schwester Isabelle wird, weil sie kurz nach des Vaters Tode starb, nicht gedacht. Der Zusammenhang lehrt, daß unter dem andern König, K. Maximilian verstanden werden muß: der mißlungene Ausgang dieser Heirath veranlaßte wahrscheinlich den Herrn Geheimschreiber zu diesem unbestimmten Ausdrukke. Der rothe und schwarze König sind, nach dem Vor-

her-

hergehenden, Heinrich der VII. König von England, und Ferdinand der V. König von Spanien, der vierte König aber, Herzog Ludwig von Orleans — während des französischen Kriegs ließ er sich zweimal in Bretagne sehen. Die Stelle „noch kunt „das behalten" deutet auf den Frankfurther Frieden vom Jahr 1489 und auf die in selbigem von Seiten K. Karls versprochene Restitution aller der Prinzessin weggenommenen Ortschaften; und die darauf folgenden Worte: „dann dieselbe kunigin" ꝛc. auf Maximilians ältere Rechte auf Annen von Bretagne, und auf die Mittel, wodurch K. Karl doch am Ende zu seinem Endzwekke gelangte.

Durch solche Erzählungen erhält zwar der Geschichtsforscher keine nähern Aufschlüsse über schon bekannte Begebenheiten, aber doch immer Bestätigung derselben. Der Umstand, daß auch Ferdinand der V. der iungen Herzogin Hülfstruppen gesendet habe, findet sich, so viel mir wissend, in andern Geschichtschreibern nicht bemerkt. —

Geschrieben zu Ostern 1792.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Maximilians und Mariens feurigste Wünsche waren erfüllt, — ihre Verbindung geschlossen, — die Hofnung bald ein Pfand ihrer gegenseitigen Liebe zu erhalten, machte sie unaussprechlich glüklich.

Sanft verschämt entdekte die holde Marie ihrem Gemahl diese süsse Ahndung, errörhend verbarg sie ihr Gesicht an seiner Brust. — In feuriger Umarmung küßte Maximilian die Thräne hinweg, die sich jezt aus Mariens Auge hervordrängte. —

Seine Freude war ohne Grenzen. Vorgefühle des hohen Glüks bald Vater zu werden, bemächtigten sich seiner in ihrer ganzen Stärke, — er würde, hätte es in seiner Macht gestanden, in diesen Augenblikken die ganze

Welt glüklich gemacht haben. Auf seinen Befehl wurde diese frohe Neuigkeit allgemein bekannt gemacht, bei Mariens Niederkunft Feste veranstaltet, welche an Pracht, Mannigfaltigkeit und Schönheit alles übertrafen, was man in dieser Art, in den Niederlanden jemals gesehen hatte. Selbst für das Vergnügen der niedrigsten Klasse des Volks war gesorgt — Sie sollen sich alle freuen, sagte Maximilian, denn allen ist ein Bruder gebohren worden! —

Aber die alten Räthe schüttelten den Kopf bedenklich. — So würde die Sache nicht gut gehen, meinten sie. Bei einem Volke, das Reichthum über alles schäzze, dürfe man nur so lange auf Ergebenheit rechnen, als man ihm noch zu geben im Stande sich befände; — aber versiegte die Quelle, könne, oder wolle man nicht mehr ihre Treue erkaufen, so werde hernach ihr Uibermuth, den sie zeither doch nur aus Eigennuz unterdrükt hätten, um desto

spürbarer werden. — Jezt sey es noch Zeit durch kluge Sparsamkeit, diesen vorauszusehenden unangenehmen Folgen zuvorzukommen. — Man müsse vor allen Dingen die Städte, die bekanntlich vom Handlungsgeist beherrscht würden, durch zwekmäsige Erleichterung ihres Handels, nicht blos durch Feste, wobei doch immer der Adel unverkennbar vorgezogen würde, sich mehr und mehr verbindlich, und dadurch zu Bewilligung einer auserordentlichen Beihülfe zu Führung des Kriegs wider Frankreich geneigter machen; — hätte man die Städte gewonnen, so folgte der übrige Theil der Ständte von selbst nach. — Man sollte dagegen doch sehen, was man durch die zeitherige Behandlungsart gewonnen hätte — Der Einfluß des französischen Hofs habe sich nicht vermindert, im Gegentheil vermehrt, — das Mißvergnügen der Nation werde immer merklicher, — und wie groß werde dasselbe erst werden, wenn man auf

eine auserordentliche Beihülfe zu Bestreitung der Kriegskosten antragen würde, — und wenn der zeitherige Aufwand noch länger fortdauern sollte, würde dies die Nothwendigkeit sehr bald erfordern.

Erzherzog Maximilian konnte dawider nichts einwenden — Leider war alles Wahrheit, was die Räthe behaupteten, der Zeitpunkt wo man aufs neue die Nation um eine auserordentliche Beihülfe ansprechen mußte, näher als jene glaubten, — und doch konnte sich der junge Herr nicht entschliesen, den klugen Rath seiner treuen Diener mit der ausdauernden Festigkeit zu befolgen, welche die Lage der Umstände wirklich dringend erforderte. — Zwar gab er ihnen für den Augenblik nach — versprach auch wohl, jenes sogleich abzustellen, dieses zu verordnen — aber in wenig Tagen, vielleicht schon in der kommenden Stunde waren die guten Eindrükke verwischt, jener

Vorsaz vergessen, durch neue schimmernde Ideen verdrängt, — die Sache gieng ihren alten Gang; das Misvergnügen der Nation nahm täglich zu, und Ludwigs Bemühungen, Mistrauen und Abneigung gegen Maximilianen zu erregen, hatten leider den Erfolg, welchen die Räthe befürchteten. —

Zweites Kapitel.

Französische Politik.

Es ist sehr wahrscheinlich, auch bestätigen es mehrere gleichzeitige Geschichtschreiber, daß König Ludwig, durch heimliche Praktiken, und besonders durch Erregung innerlicher Unruhen in den Niederlanden, Maximilianen mehr, als durch die Gewalt der Waffen zu schaden sich vorgenommen hatte. — Für Ludwigen war freilich dieses Mittel sicherer und gefahrloser, und in wie ferne es sich, besonders nach den,

damals noch mehr, als jezt herschenden Begriffen, mit seiner Ehre vertrüge, kümmerte ihn wenig oder vielmehr gar nicht. Er hatte ia bereits, noch bei Lebzeiten Herzog Karls, durch gleiche Mittel, die Macht und Gewalt dieses ihm von so vielen Seiten furchtbaren Nachbars, mit glüklichem Erfolg vermindert, hatte ihn auf eben diese Weise in ienen unglük-

---

lichen Krieg mit den Schweizern verwikelt, in welchem Karl, Ehre, Reichthümer und sogar das Leben verlohr. — Minder glüklich war hingegen der Erfolg von Ludwigs kriegerischen Unternehmungen nach Karls Tode. Zwar das Herzogthum Burgund, und einige niederländische Städte hatten sich ihm unterwerfen müssen, aber selbst dabei hatten seine schlauen Uiberredungskünste, und sein schon damals groser Einfluß auf die niederländischen Ständte mehr, wenigstens eben so viel, als seine Kriegsvölker gewürkt. — Auch kam ihm damals die Verwirrung in der sich Maria von Burgund

nach dem Absterben ihres Vaters befand, allerdings sehr zu statten — Die Ständte waren mehr darauf bedacht, ihre Rechte und Freiheiten möglichst auszudehnen, als die nöthigen Anstalten gegen einen so nahen und mächtigen Feind, als Ludwig war, zu treffen. — Das grose Privilegium mußte erst ertheilt, die vorigen Rechte und Freiheiten, die unter den lezten Herzogen einige Einschränkungen erlitten haben mochten, mußten aufs neue bestätigt werden, ehe man sich entschliesen wollte, der Prinzeßin wider den Feind des Vaterlandes beizustehen. —

Auch das war König Ludwigs Werk! Das grose Privilegium gab ia die beste Gelegenheit, die Macht und das Ansehen der Prinzeßin von Zeit zu Zeit mehr einzuschränken. — Und wenn auch nicht alles im grosen Privilegio stand, was die Ständte verlangten, so verstanden sie doch gar meisterlich die Worte so lange zu drehen und zu deuten, bis sie darinne fanden,

was sie zu finden sich vorgenommen hatten. — Und mußte nicht Maria zu allem stille schweigen, mußte sie nicht ieden Eingriff in ihre Rechte gedultig mit ansehen? — Die Ständte bei Gutem zu unterhalten war dringend nöthig: traten diese zurük, verweigerten sie ihre Unterstüzzung, so war Maria ohne alle Hülfe der Willkühr ihres Feindes ganz überlassen. —

Drittes Kapitel.

König Ludwigs Absicht schlägt fehl.

Hätte König Ludwig nicht durch die Waffen, sondern lediglich durch die ihm so wohl bekannten Künste einer schlauen Politik, die mächtigen Besizzungen des burgundischen Hauses auf immer mit der Krone Frankreichs zu verbinden gesucht, hätte er den mit groser Klugheit vorher überdachten Plan, Marien mit dem Dauphin, oder wenn es dessen Jugend hinderte,

mit

mit einem andern französischen Prinzen zu vermählen, würklich befolgt, und nicht zu iedermanns Erstaunen, den von einem so erfahrnen und vorsichtigen Monarchen nicht zu erwartenden Entschluß gefaßt, nicht nur das Herzogthum Burgund, worauf er nach Abgang des damit belehnten männlichen Stamms, vermöge der Lehnsverbindung, allerdings gegründete Ansprüche zu machen hatte, sondern auch die übrigen Staaten des Herzogs mit Gewalt zu erobern, — niemand würde sich der Ausführung seiner Absichten widersezt, Marie würde selbst, ohngeachtet ienes frühzeitigern Versprechens ihres Vaters an Maximilianen, ohngeachtet ihrer persönlichen Zuneigung gegen diesen Prinzen, doch am Ende aus Nothwendigkeit, überstimmt durch die allgemeinen Bitten der Nation, nachgegeben haben. Aber iezt, nachdem sich Ludwig als Mariens öffentlicher Feind bewiesen, und selbst die von ihr, ihm ins Geheim gethanen Friedensvorschläge, den

Ständten der niederländischen Provinzen in der Absicht bekannt gemacht hatte, um neue Mißverständnisse zwischen diesen und der Prinzeßin zu erregen, war an iene Verbindung mit einem französischen Prinzen gar nicht mehr zu denken. — Zwar die Ständte, durch Ludwigen gewonnen, waren noch immer für selbige: es wäre, meinten sie, doch das einzige und sicherste Mittel, den Irrungen mit der französischen Krone auf einmal, und für immer ein Ende zu machen. — — Aber Maria wies, voll edeln Stolzes ihre Vorschläge zurük. — Und eben in dem Zeitpunkte, als man am stärksten in die Prinzeßin drang, sich für einen, von den Herren zu erklären, die um ihre Hand warben, und deren, wie man versichert, dreizehen gewesen seyn sollen, erschien Kaiser Friedrichs des Dritten Gesandtschaft, um im Namen ihres Herrn, Marien an das Versprechen zu erinnern, welches ihr Vater, Herzog Karl, Kaiser Friedrichen bei iener geheimen Unterredung,

zu Kölln, und gewissermasen schon zu Trier, wegen ihrer künftigen Verheirathung mit Erzherzog Maximilianen gegeben hatte. Der alte Bischof von Mez führte das Wort. — Er berief sich auf ienes Versprechen, auf das vom iungen Erzherzoge in dieser Angelegenheit damals erlassene Schreiben, — auf Mariens schriftliche Antwort, und auf den Ring, den sie mit Vorwissen ihres Vaters, zum Pfande ihres Versprechens mit übersendet hatte. —

Marie liebte schon ihren künftigen Gemahl, ehe sie ihn noch persönlich kannte, — ihres Vaters öftere Erzehlungen, von seinen vortreflichen Eigenschaften hatten ihm, anfänglich ihre Achtung; bald auch ihre Zuneigung, ihre Liebe erworben, — sie erklärte sich daher schneller, als man erwartete für den iungen Erzherzog. — Die Herren ihres Hofes machten Einwendungen, der alte Herzog von Cleve unterstand sich sogar, der Prinzeßin darüber

Vorwürfe zu machen, — aber Maria beharrte auf ihrem Entschluß: ich habe das Versprechen gegeben, ich will es auch erfüllen, war ihre Antwort. — Wenig Monate nachher, ward Maximilian ihr Gemahl. —

Viertes Kapitel.

Ludwig sucht sich zu rächen.

Durch diese Verbindung erhielten Mariens Angelegenheiten von mancher Seite betrachtet, eine günstigere Wendung. — War zwar Maximilian damals noch ohne Land, vermochte er gleich nicht mit Heeresmacht seiner Gemahlin zu Hülfe zu eilen, war auch für den Augenblik von seinem Vater, Kaiser Friedrichen, keine nachdrükliche Hülfe zu erwarten, so ersezte doch seine persönliche Tapferkeit, seine kühne Entschlossenheit, seine ausgebreiteten Kenntnisse in der damaligen Art Krieg zu führen,

ren, und das iugendliche Feuer, womit er iedes Unternehmen, das ihm wichtig dünkte, anzugreifen pflegte, diese Mängel vollkommen. — Sein Beispiel ermunterte die Seinigen zu gleicher Tapferkeit. Ludwigs bis iezt fast immer siegreich gewesenen Waffen wurden zurükgehalten. Die blutige Schlacht bei Guinegate überzeugte ihn, wie sehr er sich bei Entwerfung des Plans, die Niederlande durch die Gewalt der Waffen an sich zu bringen, verrechnet hatte. Und dies bewog ihn, seinen Plan, oder vielmehr die Mittel zu dessen Ausführung zu verändern. — Unter dem Scheine der Aufrichtigkeit bot er die Hand zum Frieden, — aber die Bedingungen, die er dabei machte und von den wir in der Folge ausführlicher zu handeln Gelegenheit finden werden, waren von der Art, daß Maximilian, so bedrängt auch seine Lage im ganzen damals immer war, selbige einzugehen, sich nicht sogleich entschliesen konnte. — Diese Weigerung hatte der schlaue

Ludwig voraus gesehen, und eben das war es, was er wünschte. — Ihm ward es nunmehr um so leichter, die Niederländer, welche ohnedem mit Maximilianen nicht zufrieden waren, noch mehr wider ihn aufzubringen. — Entzogen sie ihm ihren Beistand, unterstüzten sie ihm nicht bei Führung des Krieges mit Geld und Mannschaften; so mußte endlich Maximilian selbst nachgeben, selbst um Frieden bitten, iede Bedingung so demüthigend und nachtheilig sie auch immer für ihn seyn würde, ohne Auswahl eingehen.

— Ludwig hatte diesen Weg schon vordem eingeschlagen, aber die Wendung welche er nachher der Sache zu geben sich erlaubte, vereitelte den Erfolg, den er sich davon versprach. — Die, wenige Wochen nach Maximilians Verheirathung angefangenen Friedensunterhandlungen zerschlugen sich, weil Maximilian dasienige, was Ludwig erobert hatte, zurük

verlangte und dieser es zurük zu geben sich weigerte. — Von neuem und lebhafter als vorher wurde der Krieg fortgesezt. — Ludwig vergaß iezt alle Mäsigung, — aus Haß gegen das burgundische Haus, aus Verdruß seine Entwürfe vereitelt zu sehen, lies er kein Mittel unversucht, wodurch er Marien und ihren Gemahl auf das empfindlichste kränken, und besonders die Achtung der Niederländer gegen sie vermindern könnte. — Auf seinen Befehl wurde der verstorbene Herzog Karl, vor dem Parlement zu Paris, der Felonie und der Rebellion wegen, angeklagt, Maria seine Tochter und ihr Gemahl, den Verstorbenen, zu verantworten vorgeladen, — und als beide nicht erschienen, Maria selbst wegen Felonie aus dem Grunde angeklagt, weil sie die Ständte des Herzogthums Burgund ermahnt hätte, sich Frankreich nicht zu unterwerfen. —

Fünf=

Fünftes Kapitel.

Unerfülltes Versprechen.

Eine solche Behandlung erregte allgemeines Erstaunen. — Maria, die Tochter des mächtigen Herzog Karls, die rechtmäsige Erbin aller seiner Lande, und Maximilian ihr Gemahl, der einzige Sohn des Oberhaupts des heiligen Reichs, und wahrscheinlich ebenfalls künftiger Römischer Kaiser, sollten sich vor einem französischen Gerichtshof stellen, sollten dadurch die Oberherrschaft des Königs von Frankreich anerkennen, sollten die Entscheidung einer so wichtigen Angelegenheit lediglich auf seinen Ausspruch ankommen lassen. — Ganz Deutschland gerieth darüber in Bewegung. — Mit Heereskraft wollte man dem bedrängten Erzherzog zu Hülfe eilen, mit dem Schwerde in der Hand König Ludwigen in die Grenzen der Achtung zurükweisen, die er dem Sohne

eines

eines Römischen Kaisers, die er der gesammten deutschen Nation schuldig wäre. — Mit Gewalt wollte man sich seinem Unternehmen, die Fürstenthümer und Länder des verstorbenen Herzogs von Burgund vom Reiche ab- und an Frankreich zu bringen, widersezzen — Auch von England aus, wollte man Marien und ihrem Gemahl zu Hülfe kommen. Der schlaue Ludwig hintertrieb beides — Wider alle Erwartung, gab er sogleich die in der Grafschaft Burgund und Hennegau eroberten Plätzze, als zum heiligen Reiche gehörig, zurük. Auch sollten die übrigen Irrungen, binnen einem Jahre, durch sechs von ieder Seite zu ernennende Schiedsrichter untersucht, und dann in der Güte ausgeglichen werden.

— Deutschland beruhigte sich bei diesen so billig scheinenden Vorschägen, — und Eduard von England, der ohnedem Ruhe und Vergnügen mehr liebte, als Schlachtgetümmel, ließ sich

sehr leicht zu ienem sonderbaren Sillstand, der nicht nur, so lange er und Ludwig leben würden, sondern noch überdem hundert Jahr nach ihrem Absterben dauern sollte, bereden, zumal da ihm König Ludwig iedes Jahr funfzigtausend Thaler Subsidiengelder zu zahlen versprach.

Aber Ludwig hielt nicht, wozu er sich gegen Maximilianen verbindlich gemacht hatte. — Er ernannte keine Schiedsrichter — noch vor Ablauf des Stillstandes verübten seine Völker neue Gewalthätigkeiten an Maximilians Unterthanen. —

Maximilian eröfnete den Feldzug durch die Belagerung von Terouanne, und die oben bemerkte Schlacht bei Guinegate folgte. — Maximilian trug bekanntlich den Sieg davon, aber sein Heer hatte dabei so viel gelitten, daß er sich außer Stand befand, den erlangten Vor-

theil so zu benuzzen, wie er es außerdem gewis gethan haben würde. — König Ludwig hingegen, wurde durch die Nachricht von dem für ihn unglüklichen Ausgange der Schlacht außerordentlich angegriffen — Einige Zeit nachher verfiel er in eine Krankheit, die seine Leibes- und Geisteskräfte durchaus schwächte, und ihn zu Führung der Regierungsgeschäfte fast ganz unfähig machte. — In eben dem Verhältniß, in welchem seine Schwäche zunahm, in eben dem Verhältniß wuchs sein Mistrauen gegen seine alten vertrauten Räthe, selbst gegen seinen damals noch unmündigen Sohn, den nachfolgenden König Karl den Achten. — Der Gedanke, man würde ihn vom Regiment entfernen, peinigte ihn Tag und Nacht, und eben um deswillen durfte sich niemand in die Führung der öffentlichen Angelegenheiten mischen — Von beiden Seiten wurde der Krieg nur schläfrig fortgesezt; denn Maximilian war durch die in den Niederlanden iezt mehr und mehr aus-

brechenden Unruhen viel zu sehr beschäftigt, als daß er mit Nachdruk wider Frankreich etwas hätte unternehmen können.

Doch diese Begebenheiten gehören eigentlich nicht zu demienigen Theil von Maximilians Geschichte, den wir unsern Lesern gegenwärtig vorzulegen entschlossen sind: Nur als Einleitung, und zu besserm Verständnisse der Hauptbegebenheiten, glaubten wir davon kürzlich Erwähnung thun zu müssen.

Sechstes Kapitel.

Maria.

Maximilians politische Lage war, wie meine Leser aus dem Vorigen gesehen haben werden, allerdings sehr gespannt — Immer lauter werdendes Misvergnügen des größern Theils der Nation: hier und da würklich ausgebrochene

innerliche Unruhen, denen nur durch Gewalt gesteuert werden konnte: ein mächtiger, und eben so verschlagener Feind von außen: Mangel an Geld: Mangel an Zutrauen, und ein im Verhältniß gegen innerliche und auswärtige Feinde sehr kleines Heer, auf das sich Maximilian überdem nicht allemal zuversichtlich verlassen durfte: das alles, zusammengenommen, mußte Maximilianen oft sehr verlegen, des Ausganges wegen nicht wenig bekümmert machen.

In alle diese Verlegenheiten war der iunge Erzherzog lediglich durch seine Verbindung mit Marien von Burgund gerathen; aber abgerechnet der großen Vortheile, die er durch eben diese Verbindung bereits erhalten hatte, und in der Folge noch zu erhalten hoffen durfte, so entschädigte ihn schon Mariens Besitz allein für alle die Mühseligkeiten, für alle das Unangenehme, das er zum großern Theile blos

um ihrentwillen erdulden mußte — Ihn liebte Maria, ihn hatte sie unter allen den Herren, die sich um ihre Hand bewarben, und die würklich zum Theil mächtiger und reicher, als damals Maximilian, waren, aus Liebe zu ihrem Gemahl erwählt. Ihn glüklich zu machen, ihm iede Beschwerlichkeit zu erleichtern, ieden seiner Wünsche, so weit sie es vermochte, zu erfüllen, war ihr einziges Bestreben. —

Maria gehörte eigentlich nicht unter die blendenden Schönheiten, die beim ersten Anblikke sogleich zur Bewunderung hinreißen, wiewohl ihr Aeußeres überhaupt, und besonders ihr sanfter schmachtender Blik, und ein gewisses unbeschreibliches Lächeln ihres schönen Mundes, selbst wenn sie nicht die reiche Maria von Burgund gewesen wäre, gewis nicht unbemerkt geblieben seyn würde —

Aber weit liebenswürdiger war sie ihrer innern Vorzüge wegen — Mit einem für die

damali-

damaligen Zeiten sehr aufgeklärten Verstande, verband sie die seltenste Herzensgüte — Niemand wurde von ihr unerhört zurükgewiesen, wenigstens suchte sie sein Schikfal, so weit es möglich war, zu erleichtern. —

Sie war damals, als sie sich mit Maximilianen vermählte, kaum zwanzig Jahr alt — Maximilian hatte sein achtzehendes erst zurükgelegt: Beide waren noch iung, beide gleich feurig, beide in Absicht ihrer Wünsche, ihrer Neigungen übereinstimmend. — Mußte nicht Maximilian, unter solchen Umständen, seine Gemahlin über alles lieben? mußte er sich nicht mit Freuden ieder Beschwerlichkeit unterziehen, ieder Gefahr aussezzen, sobald er sich überzeugt hatte, daß es die Ehre seiner geliebten Maria erforderte? —

Aber nicht länger als fünf Jahr genoß Maximilian das Glük, Marien zu besizzen. Ein unglüklicher Fall vom Pferde und eine da-

durch verursachte zu frühzeitige Niederkunft, war die Ursache ihres Todes — Sie starb am 26. März 1482 in den Armen ihres Gemahls, dem sie noch in den lezten Augenblikken ihres Lebens ihre beiden Kinder, den iungen Erzherzog Philipp und die Prinzeßin Margaretha, mit mütterlicher Zärtlichkeit empfahl.

Siebendes Kapitel.

Wichtige Folgen von Mariens Tode.

Maximilian verlor in Marien die zärtlichste Gattin, die aufrichtigste, theilnehmendste Freundin — und, was ihm in seinen damaligen Verhältnissen am wichtigsten seyn mußte, eine mächtige Stüzze, einen kräftigen Schuz, wider seine unruhigen Unterthanen.

Die Niederländer liebten, ehrten, und fürchteten gewissermaßen Marien: wenigstens

so lange sie lebte, wurde es ihnen schwerer, einen scheinbaren Grund zu finden, aus welchem sie sich ihrer, und auch Maximilians Oberherrschaft hätten entziehen können. Maria war Herzog Karls einzige Tochter, die rechtmäßige und dafür auch allgemein anerkannte Erbin seiner hinterlassenen Länder.

Gleichwohl gelang es König Ludwigen, noch bei Mariens Leben, in verschiedenen Provinzen Unruhen zu erregen. Zwar versicherten die Aufrührer, daß sie keinesweges gesonnen wären, sich Mariens und ihres Gemahls Oberherrschaft zu entziehen, aber sie erlaubten sich doch die unverzeihlichsten Eingriffe in die Rechte des Landesherrn, sie unterstanden sich die fürstlichen Beamten ab- und andere selbst gewählte an ihre Stelle zu sezzen; und die zu Gent waren kühn genung, unter dem Vorwand, daß man zeither zu viel von ihnen verlangt, und die Abgaben widerrechtlich erhöht hätte, Marien

und ihrem Gemahl eine selbst gefällige Summe zu Bestreitung der Ausgaben bei ihrem Hofstaate zu bestimmen.

Doch diese Unruhen wurden zum Theil bald wieder gestillt, theils war Maximilian damals zu sehr mit dem Französischen Kriege beschäftigt, als daß er die Aufrührer nach Verdienst hätte bestrafen können. — Er gab den Gemahlern für den Augenblick nach, und eben das bestärkte sie in ihrem Uebermuthe, und verleitete sie zu jenen unverzeihlichen Schritten, von welchen wir ausführlicher zu seyn in der Folge Veranlassung finden werden.

Wir haben schon oben bemerkt, daß König Ludwig nach der Schlacht bei Guinegate den Entschluß faßte, mit Maximilianen Friede zu machen, aber unter so nachtheiligen Bedingungen, daß er mit völliger Gewisheit eine verneinende Antwort vorausfehen konnte. —

Und eben diese verneinende Antwort, eben diese Weigerung von Maximilians Seite sollte in den Niederlanden das Misvergnügen aufs Höchste treiben, sollte die Niederländer gegen Maximilianen so aufbringen, daß sie ihn ohne Unterstüzzung ließen, und folglich außer Stand sezten, Frankreich künftighin einigen Schaden zuzufügen.

Um dieses zu bewürken, wendete sich Ludwig unter der Hand an die Genter. — Durch Versprechungen, durch Geschenke, durch alle Künste der schlausten Politik brachte er sie völlig auf seine Seite. — Er versicherte ihnen, daß seine Absichten redlich wären, und daß er nichts mehr wünschte, als mit der Nation einen beständigen, dauerhaften Frieden zu erhalten. Aus dem Grunde sey er entschlossen seinen Sohn, der nach ihm den Französischen Thron besizzen würde, mit der jungen Erzherzogin Margaretha zu vermählen. — Daß dieses das einzige

und

und sicherste Mittel wäre, zwischen Frankreich und den Niederlanden einen ewigen ununterbrochenen Frieden zu bewürken, würde ihnen gewis einleuchtend seyn, und dennoch habe er leider sehr triftige Ursachen zu glauben, daß sich Maximilian dieser Verbindung aus allen Kräften widersezzen würde. — Er wolle den Grund seiner Weigerung nicht untersuchen, aber sie sollten selbst bedenken, daß ein Friede, besonders unter solchen Bedingungen, ihnen doch auf alle Fälle weit nüzlicher seyn müßte, als ein noch lang dauernder Krieg, dessen Ausgang doch immer ungewis wäre, zu dessen Führung sie allein die Kosten hergeben müßten, und der, wenn er sich auch noch so glüklich für Maximilianen endigte, doch für sie und für die gesammte Nation ganz und gar keinen wesentlichen Vortheil haben könnte, Maximilianen hingegen für seine Person ein entscheidendes Uebergewicht geben, und ihn folglich

in

in Stand sezzen würde, die Rechte und Freiheiten der Nation nach seinem Gutdünken einzuschränken. —

Mehr bedurfte es nicht, um die Genter ganz für Ludwigs Absichten zu stimmen. — Sie waren ohnedieß schon auf Maximilians Kriegsglük eifersüchtig geworden, und die Besorgniß, daß er ihnen zu mächtig werden, daß er sich ihrem Plane, der vielleicht auf völlige Unabhängigkeit abzielte, widersezzen, und sie, wenn er den Krieg mit Frankreich, und, wie es jezt nach der Schlacht bei Guinegate, und bei der mehr und mehr zunehmenden Kränklichkeit des Königs, und der Schläfrigkeit, womit von Seiten Frankreichs der Krieg fortgesezt wurde, nicht unwahrscheinlich war, glüklich beendigen sollte, in ihre vorigen Verhältnisse zurükbringen möchte, veranlaßte sie zu dem Entschluß, diesen Frieden ganz so, wie ihn Ludwig wünschte, zu befördern, und auf den äußersten Fall Maximilia-

nen

nen zu Eingehung aller Bedingungen, selbst mit Gewalt zu nöthigen.

Umsonst widersezte sich Maximilian ihren Unternehmungen; umsonst versicherte Maria, daß sie die Verheurathung ihrer Tochter mit dem Dauphin nie genehmigen würde; umsonst stellte sie den Gentern und den übrigen Flandrischen Ständen, die sich in gleicher Absicht mit ienen vereiniget hatten, Margarethens hohe Jugend vor; umsonst verwiesen ihnen die Abgesandten aus den übrigen Provinzen ihr unrechtmäßiges Beginnen, ohne Erlaubnis des Fürsten, ohne Mitwissen der übrigen Niederländischen Provinzen, Friedensunterhandlungen angefangen, Bedingungen eingegangen zu haben, die eben so entehrend für Marien und ihren Gemahl, als nachtheilig für die gesammte Nation wären. — Die Genter und mit ihnen die übrigen Flandrischen Stände beharrten doch auf ihrem Sinne — Ihre geheimen Ver-

handlungen mit König Ludwigen dauerten fort; sie gestanden ihm alles zu, was er verlangte, sie bewilligten ihm noch mehr, als was er begehrt hatte. — Man wartete blos auf einen günstigen Zeitpunkt, wo man das in Erfüllung bringen könnte, was man gemeinschaftlich beschlossen hatte. —

Mariens Tod war für die Flandrer das Zeichen zum allgemeinen Aufruhr. — Jezt glaubten sie Maximilianen ohne alle Schonung behandeln, sich seiner Oberherrschaft völlig entziehen zu dürfen. — Der Vertrag, welcher bei Maximilians und Mariens Verbindung geschlossen worden war, gab ihnen hierzu die erwünschteste Veranlassung. — Der Grund, welchen sie für sich anführten, war allerdings scheinbar:

Jener Ehevertrag bestimmte ausdrüklich, daß die Kinder der Neuvermählten den zuerst

Verster-

Versterbenden, nicht nur in allen seinen Staaten, sondern auch in den übrigen beweglichen und unbeweglichen Gütern, beerben sollten. — Aber Philipp und Margaretha waren bei dem Absterben ihrer Mutter noch viel zu iung, um die Regierung selbst übernehmen zu können: ihnen mußte, selbst nach den Gesezzen des Landes, ein Vormund bestellt werden, der ihre Erziehung, und in ihrem Namen die Regierung des Landes besorgte. — Und eben dies, und nichts weiter verlangte Maximilian. — Auch fanden die übrigen Niederländischen Provinzen dieses Verlangen viel zu billig, als daß sie dasselbe nicht hätten gewähren sollen. —

Alle Provinzen erkannten Maximilianen als Vormund seiner Kinder, als Regenten ihrer Länder; nur die Flandrer blieben hartnäkkig auf ihrem Entschluß. —

Achtes Kapitel.

Maximilian.

Maximilian wurde durch Mariens Tod um so mehr angegriffen, je schneller und unerwarteter sie von seiner Seite gerissen wurde. — Wie hätte er auch ihren Verlust ahnden können, da sie sich bis zu jenem unglüklichen Augenblikke gesünder und heitrer als jemals befunden hatte — da sie selbst in den ersten Tagen nachher wiederholt versicherte, daß ihr der Fall keinen Schaden gethan hätte — da sie mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit den Vorgang erzählte, und über die Aeußerungen des Schrekkens scherzte, in welche die Hofleute in den ersten Augenblikken nachher ausgebrochen wären? —

Aber sehr bald verschlimmerte sich Mariens Befinden. — Kaum zeigte sich die Gefahr, und schon war alle Rettung unmöglich. —

Meine Leser erlauben mir, über diesen Zeitraum schnell hinweg zu gehen. — Wer vermag die schmerzhaften Empfindungen eines zärtlich liebenden Gatten bei der Nachricht zu schildern, daß nun alle Rettung unmöglich sey, — wer seine Gefühle zu beschreiben, als er zum leztenmal die erstarrte Hand seiner Freundin an sein gepreßtes Herz drükt — als er die eisernen Thore des Begräbnisses verschließen hört, die seine von ihm noch über Alles geliebte Gattin von ihm und von der ganzen Welt auf immer trennen? —

Traurig, hochbetrübt kehrte Maximilian aus der Kirche zu unsrer Lieben Frauen auf die Burg zurük. — Dort hatte er alles zurüklassen müssen, was ihm in diesen Augen-

blikken die Welt lieb und theuer machen konnte. — Hier auf der Burg erinnerte ihn jedes Gemach, jeder Ort, kurz, Alles an den unersezlichen Verlust, den er in diesen Tagen erlitten hatte. — Seine Lebhaftigkeit, sein Feuer, seine Entschlossenheit, sein Muth, seine Standhaftigkeit war dahin — sein ganzes Wesen hatte sich verändert, die wichtigsten Sachen waren ihm jezt gleichgültig — Marie war sein einziger Gedanke; jede frühere Begebenheit ihres gemeinschaftlichen Lebens sich ins Gedächtniß zu rufen, mit möglichster Anstrengung seiner Einbildungskraft sich an jeden Beweis ihrer zuvorkommenden Liebe zu erinnern, seine einzige Beschäftigung. —

Vergebens suchten ihn seine Hofleute aus dieser für seine Gesundheit so nachtheiligen Schwermuth zu reißen — vergebens stellten ihm seine Räthe die jezt mehr als jemals dringende Nothwendigkeit vor, an den Regierungs-

geschäften unmittelbaren Antheil zu nehmen — vergebens suchten ihn die geistlichen Herren zu überzeugen, daß der Verlust, den er so eben erlitten hätte, nicht von ohngefehr geschehen wäre, und daß eine höhere Macht die Schiksale der Menschen bestimmte; — Maximilian seufzte und schwieg. — Er konnte dawider nichts einwenden, aber sich loszureißen von den Gedanken an Marien, war ihm damals noch nicht möglich. —

Maximilians traurige Stimmung hatte auf den ganzen Hof einen sehr merklichen Einfluß. — Wehmüthiger Ernst zeigte sich auf den Gesichtern der Hofleute, feierliche Stille herrschte in der ganzen Burg — Und wenn's auch den Herren nicht so ganz von Herzen gieng, wenn auch der größere Theil von ihnen die Folgen noch gar nicht ahndete, die bei der damaligen politischen Lage der Sachen allerdings zu befürchten waren, wenn sie würklich

den großen Verlust nicht fühlten, den Maximilian, das ganze Land, und folglich auch sie selbst, durch Mariens Absterben erlitten hatten, so glaubten sie doch schon als Hofleute zu diesem Betragen verbunden zu seyn, — und übrigens hofften sie eben dadurch, sich Maximilians Wohlwollen für die Zukunft am leichtesten und gewissesten versichern zu können. —

Selbst Herr Kunz schien seinen vorigen Muth, seine Heiterkeit ganz verloren, seine wizzigen Einfälle ganz vergessen zu haben. — Still und finster schlich er in den Gemächern der Burg umher, stand oft Stunden lang unbeweglich am Fenster, starrte den Himmel an — schüttelte dann nachdenkend den Kopf, oder klimperte mit den Schellen, mit denen seine Kleidung besezt war.

Der arme Kunz! — sagten dann die Hofleute; sie glaubten, sein Verstand hätte gelitten. —

Aber die Herren irrten sich gewaltig in ihrer Meinung.

Neuntes Kapitel.

Kunz von der Rosen.

Kunz von der Rosen war allerdings ein gar sonderbarer Mann — Wer ihn näher kannte, verglich ihn mit einem köstlichen Edelstein, in einem schlechten unansehnlichen Behältnisse verschlossen, oder mit der süßen lieblichen Frucht der Mandel, deren Aeußeres herbe und bitter zu seyn pflegt, deren Kern aber dem, der die äußere Hülle hinwegzuthun, die Schale zu öffnen versteht, reiche Belohnung gewährt.

Doch wir glauben unsern Lesern über diesen sonderbaren Mann, und über die Verhältnisse, unter welchen er sich an Maximilians Hofe befand, etwas mehr sagen zu müssen.

Kunz stammte aus einem edeln, aber armen Geschlechte in Steyermark her. Sein Vater, einer von Kaiser Friedrichs des dritten treuesten Anhängern, fiel in jener unglüklichen Schlacht, welche bei Neustadt im Jahre 1463 geliefert wurde, und seine Mutter überlebte den Verlust ihres Mannes nicht lange. Gram, Kummer und Sorgen machten ihrem Leben sehr bald ein Ende. —

Kunz war damals ohngefehr ein Jahr alt, und von seiner Mutter, welche ihrem Manne zum Heere nach Neustadt gefolgt war, mit dahin genommen worden. — Welcher Schmerz für die sterbende Mutter, ihren einzigen Sohn in der Fremde, ohne Freunde, ohne Vermögen, in der hülfsbedürftigsten Lage zurüklassen zu müssen. —

Doch es erschien ein tröstender Engel. — Ihr Beichtiger versprach ihr, sich des Knabens

annehmen, ihn der Kaiserin überbringen zu wollen.

Frau Eleonora, sezte er hinzu, ist gut und mild, — kennt aus eigener Erfahrung das Unglük — und wird gewis für den Knaben als Mutter sorgen. —

Der ehrwürdige Mann hatte nicht zu viel versprochen. — Eleonora nahm sich des Knabens als Mutter an; auf ihre Kosten wurde er erzogen — besser erzogen, als es seine leibliche Mutter vermocht haben würde. —

Der kleine Kunz wuchs heran, und ward bei der guten Pflege und Wartung ein gar schöner Knabe; überdem war er auch gar fromm und gut, und jeder, der ihn sahe, mußte ihm hold und geneigt werden. — Was Eigensinn war, wußte er nicht, — was man von ihm verlangte, that er gern und willig, und wenn

auch zuweilen etwas Muthwille mit unterlief, so konnte man darum doch nicht auf ihn zürnen. — Kein Schein von Bosheit war dabei, und dann bat er auch so sehr, ja nicht böse zu seyn, daß man den kleinen Muthwillen von Herzen gern wieder vergab. —

Die Kaiserin Eleonora fand besonders viel Gefallen an dem kleinen Kunz, und sie bestimmte ihn sehr frühzeitig zum beständigen Gesellschafter ihres Sohnes. Auch Maximilian liebte seinen kleinen Freund außerordentlich — konnte keine Stunde ohne ihn seyn, und kein Vergnügen hatte für ihn einigen Reiz, sobald nicht Kunz unmittelbaren Antheil daran nehmen durfte. —

Selbst in der Folge, als Maximilian heranwuchs, als ihm, auf seines Vaters Befehl, die Söhne der reichsten und angesehensten Herren zur Gesellschaft gegeben, mit ihm ge-

meinschaftlich erzogen wurden, behielt doch Kunz in seinem Herzen den Vorzug. — Mit ihm spielte er am liebsten — ihm allein entdekte er seine geheimsten Wünsche, Kunzens Vorschläge mußten immer zuerst befolgt, ausgeführt werden.

Aber Kunz vergaß nie, daß sein Freund Kaiser Friedrichs Sohn, daß er der geringste unter Maximilians Gesellschaftern wäre. —

Daher waren ihm auch alle hold und geneigt; denn er überhob sich nie, gab gern, und allemal freiwillig nach — redete immer zur Sühne, und ließ sich lieber strafen, als daß er die Schuld auf andere geschoben hätte. Und wenn auch zuweilen einer oder der andere, wie das wohl bei Kindern zu seyn pfleget, Unmuths wurde, oder sonst die Einigkeit stören wollte, so verstand niemand besser, den Frieden wieder herzustellen, als Kunz — Ein lustiger

Schwank wurde von ihm erzählt, oder sonst ein fröhliches Spiel in Vorschlag gebracht, — und der kleine Friedensstörer vergaß auf einmal seinen Mismuth.

Zehendes Kapitel.

Kunz will Bischof werden.

Maximilians Wohlwollen gegen Kunzen nahm mit den Jahren zu, und gieng zulezt in die vertrauteste Freundschaft über. — Kunzens trefflicher Verstand, noch mehr aber sein vorzüglich gutes Herz, und seine unerschütterliche Anhänglichkeit an Maximilianen, verdienten allerdings, daß lezterer ihn mit seinem völligen Zutrauen beehrte, wiewohl wir nicht abredig seyn wollen, daß Kunzens beständig froher Muth und seine wizzigen treffenden Einfälle nicht wenig dazu beigetragen haben mochten. — Maximilian liebte diese Art der Unterhal-

terhaltung vorzüglich, und wir werden in der Folge, mehrere von seinen eigenen Einfällen anzuführen, Gelegenheit finden.

So lange Maximilian sich noch unter der Aufsicht seiner Lehrer, mitten unter seinen jugendlichen Gespielen befand, hatte man wider seine Vertraulichkeit gegen Kunzen, und ihre gegenseitige Freundschaft nichts einzuwenden; aber als der junge Herr nun älter wurde, als er selbst an der Regierung Antheil nahm, und demohngeachtet seinen lieben Kunz immer noch vorzog, ihn vor allen andern seines Vertrauens und seiner Freundschaft würdigte, da schüttelten Kaiser Friedrichs Räthe den Kopf. — So könne die Sache nicht bleiben, meinten sie. — Kunz könne ein ganz guter Gesell seyn, aber es sey doch immer nicht rathsam, daß er das Herz des jungen Herrn ganz in seinen Händen hätte. Wollte der junge Herr einen Vertrauten haben, so würde sich gewis unter den

Herren

Herren bei Hofe einer finden, der es weit mehr, als Kunz, zu seyn verdiente. —

Was die Räthe hierzu bewog, werden meine Leser auch ohne mein Erinnern selbst bemerkt haben. — Sie waren eifersüchtig auf den Vorzug, den Kunz vor ihnen, und vor ihren Söhnen genoß. — Maximilian ward einst Kaiser Friedrichs einziger Erbe, und wahrscheinlich auch, in der Folge, Römischer Kaiser. —

Welche glänzende Aussicht für den, der frühzeitig die Gunst des jungen Herrn erlangen konnte! — Nach ihrem Bedünken war dieses Glük für den armen, mit ihnen in Rücksicht des Standes, Geschlechts und Vermögens gar nicht zu vergleichenden Kunz viel zu groß. — Ihnen oder ihren Söhnen mußte es zufallen. —

Eine von Kunzens trefflichen Eigenschaften war auch die, daß er nie mehr scheinen wollte, als er würklich war. — Zuweilen richtete er auch sein Betragen so ein, daß er weit weniger schien, als er doch im Grunde war. —; Und dies that er gemeiniglich, wenn er unter den Herren am Hofe sich befand. — Daher kam's denn, daß man sich für ihn ganz und gar nicht in Acht nahm. — Man verhandelte in seiner Gegenwart die wichtigsten Angelegenheiten — denn daß Kunz wissen sollte, wovon die Rede sey, daß er wohl gar behalten sollte, was man beschlossen hätte, konnte man um so weniger glauben, da er für ernsthafte Beschäftigungen gar nicht gemacht zu seyn schien.

Aus dem Grunde glaubten auch die Räthe mit Kunzen nicht viel Umstände machen zu dürfen, und sie würden ihn, ohne weitere Anfrage, in das erste beste Kloster gesendet haben, wenn sie nicht, um Maximilians willen, erst

mit Kunzen darüber zu sprechen für nothig gefunden hätten. —

Der Marschall ließ Kunzen zu sich fordern. —

„Höre, Kunz! — sprach er, du bist nun groß und männlich worden, und hast lang genung an unsers gnädigen Herrn Hofe und unter seinem Gesinde dich befunden — es will nun fast Noth thun, daß du dich entschließest zu einigem Geschäft — denn solch Umherlungen kann fürder nicht statt finden. — Was gedenkst du zu werden? — geistlich oder weltlich?“ —

„Ich will bleiben, antwortete Kunz — was ich zeither gewesen bin.“ —

„Wirst doch dein Lebetage nicht Bube bleiben wollen? — Bist so groß, und kannst lesen und schreiben wie ein Pfaffenschreiber — darum, es wäre Schade um dich — nein, Kunz! folg' meinem Rathe — werde ein

Pfaff

Pfaff — kannst noch Abt, wohl gar Bischof werden." —

„Bischof? — Ja wenn ich das wüßte." —

„Das kann dir nicht fehlen — hast ja unsern gnädigen jungen Herrn zum Freunde, und ....

„Nun, so macht mich zum Bischof!" —

„Als wenn das so gienge — kannst aber doch sicher hoffen" — — —

„Hoffen und Harren macht — niemals zum Bischof. — Seht, Herr Marschall — wenn ich Bischof werden will, muß ich erst werden, was ich noch nicht bin; — wenn ich aber bleibe, was ich schon bin, — was hat's denn da für Noth? — Ich meine, ich bleibe weltlich." —

„Laß dir rathen, Kunz — du bist arm ....

„Besizz' ich denn nicht noch alles, was mir mein Vater hinterlassen hat?" —

„Hinterlassen? — ich wüßte warlich nichts!" —

„Seinen unbescholtenen Namen" —

„Wenn du den meinst, — Ja!“ —

„Ich meine, das sey ein gar großes köst-liches Gut — wer es nicht hat, mag es um aller Welt Gut nicht erkaufen.“ —

„Jezt sollst du sagen, was du werden willst, unterbrach ihn schnell der Marschall.

„Das, was mein Vater war — ein Kriegs-mann!“

„So das dein Begehren ist, soll dirs gewähret seyn, du kannst in wenig Tagen zum Heere gehen.“ —

Der Marschall glaubte seine Absicht voll-kommen erreicht zu haben. Befand sich Kunz einmal bei dem Heere, so war er auch für im-mer von dem jungen Erzherzog getrennt. — Maximilian trat in wenig Tagen seine Reise nach den Niederlanden an. —

Aber der Marschall betrog sich — Maxi-milian und Kunz hatten die Sache schon längst unter sich abgemacht, und zu seiner und der übrigen Räthe Verwunderung und Misver-

gnügen zog Kunz mit Maximilianen nach den Niederlanden.

Eilftes Kapitel.

Kunz wird Hofnarr.

„Nun das walte Gott!“ — rief Kunz, als ihm Maximilian mit großen Freuden das köstliche Kleinod zeigte, welches ihm Maria durch den Herrn von Ravenstein nach Köln übersendet hatte. —

„Und hier!“ — fuhr Maximilian fort, indem er einen Kasten öffnete — „noch hundert tausend Gulden von der Erzherzogin Mutter.“

„Möchte wohl auch solch eine Braut haben!“ — erwiederte Kunz.

„Und was für treffliche Wappner! — sahst du sie einreuten? — Bin ich nur einmal dort, Ludwig soll gewis nachgeben müssen! — und

bei

bei Gott! ich will nicht eher ruhen und rasten, als bis ich ihn gedemüthigt, bis ich die Schmach gerochen habe, die er Herzog Karln und meiner Braut angethan hat!" —

„Ein löbliches Vornehmen, das der Himmel segnen wolle! — Aber, gnädiger Herr, seht euch wohl vor! König Ludwig ist listig und verschlagen und euch besonders...."

„Dafür laß mich sorgen. — Seine heimlichen Praktiken sollen ihm nichts mehr helfen. — Im Kampfe gilt Tapferkeit, und mit dem Schwerte will ich ihn zwingen, alles wieder herauszugeben. — Aber was ist dir denn? — stehst ja so nachdenkend da, wie ein Meister der sieben freien Künste! — Nun?".—

„Ich dachte so bei mir, daß ihr nun alles hättet, was euer Herz begehrte, daß ihr ein reicher, an Land und Leuten mächtiger Fürst würdet, und daß euch bei alle dem doch noch eins fehlte." —

„Nun? — und was denn?“ —

„Rathet selbst!“ —

„Eins noch fehlte! — (nach einigem Nachsinnen) — sag' an! — ich kann's nicht finden.“ —

„Eben darum will's euch fast Noth thun! — Nun, ich will's euch sagen: — ein Narr!“ —

„Als wenn ich deren nicht schon genug um mich hätte“ — erwiederte Maximilian lächelnd.

„Sagt's nur einmal einem! — Gleichwohl mein' ich, sey es hohe Zeit, daß jeder erfahre, was für Schellen er trägt.“ —

„Hast Recht, Kunz! — Die zu Mecheln werden schon für einen guten Narren gesorgt haben.“ —

„Also wollt ihr euch lieber von einem Fremden die Wahrheit sagen lassen?“ —

„Mir? — — Kunz! ich glaube, du willst solch Amt selbst haben, und machst jezt die Probe.“ —

„Und

„Und wenn's nun wäre, gnädiger lieber Herr! sollt's euch denn so sehr verdrießen?“ —

„Nein, Kunz! — zum Narren bist du zu gut.“

„Ich meine, nicht — Nehmt mich zu eurem Freudenmacher an!“ —

„Kunz! bedenke selbst“ ....

„Habs lange bedacht — bin darum mit euch hieher gezogen — traun! es erfordert die hohe Noth, daß ihr einen habt, der's redlich mit euch meint, der jedem seine Bosheit, List und Schalkheit aufdekke! — Ich kann euch in der Kappe mehr nüzzen, als so ihr mich zu hohen Ehren und Ansehen brächtet.“

„Kunz! ich bitte dich — —

„Lieber gnädiger Herr! — wißt ihr noch, wie Meister Engelbrecht sagte? — Beim Narren richtet man weder durch Bitten noch Drohen etwas aus. —

Zwölftes Kapitel.

Ein sonderbarer Narr.

Man würde Kunzen sehr Unrecht thun, wenn man ihn, seiner neuen Schellentracht wegen, jenen verächtlichen Geschöpfen gleich sezzen wollte, die aus Eigennuz, oder wegen anderer Vortheile sich ihrer menschlichen Würde entäußerten, sich der Laune ihres Fürsten, und dem muthwilligen Spotte der Höflinge Preis gaben.

Kunz kannte Maximilians Charakter vollkommen, und er würde ihn seiner trefflichen Eigenschaften wegen eben so geschäzt, eben so geliebt haben, wenn auch Maximilian nicht sein gnädiger Herr und Herzog gewesen wäre. —

Aber er war darum nicht blind gegen die Fehler seines fürstlichen Freundes. — Maximilians Neigung zu kühnen, schimmernden

Hand=

Handlungen, die eine vorübergehende augenblikliche Bewunderung erregen, — sein zu großes Vertrauen auf eigene Stärke, seine Unvorsichtigkeit — seinen Leichtsinn, seine Veränderlichkeit, und den Mangel an kalter ausharrender Uiberlegungskraft, hatte er mehrmalen zu bemerken Gelegenheit gehabt — er zitterte bei dem Gedanken an die Gefahren, in welche Maximilian gerathen könnte, nothwendig gerathen müßte, wenn er in seinen gegenwärtig neuen Verhältnissen nicht mit mehrerer Vorsichtigkeit zu Werke gehen, sein jugendliches Feuer nicht durch die Vorstellungen seiner Räthe mäßigen lassen würde. —

Das Leztere war bei Maximilianen zeither nur selten der Fall gewesen: er hatte seine Räthe wohl angehört, auch wohl versprochen, die Sache nochmals in reiflichere Uiberlegung zu ziehen, — aber der Reiz des Sonderbaren und sein Grundsaz, alle Schwürigkeiten durch

Kühnheit überwinden zu müssen, bestimmten ihn gemeiniglich, den Weg einzuschlagen, den er gleich vom Anfange zu nehmen sich vorgesezt hatte. — Der Erfolg war dann freilich immer so, wie die Räthe vorausgesagt hatten. —

Hätte Maximilian, von Jugend auf, einen erfahrnen Freund zur Seite gehabt, der ihn zu warnen, ihn bei Ausführung zu rascher Unternehmungen zurückzuhalten, oder dann, wenn ein neuer Gegenstand sich seiner lebhaften Einbildungskraft bemächtigen wollte, ihn auf noch unausgeführte wichtigere Unternehmungen zurükzuführen, kurz, seinem Charakter eine festere Richtung zu geben verstanden hätte: gewis, er würde überhaupt weniger, wenigstens nicht in jene Gefahren gerathen seyn, in die ihn seine übergroße Lebhaftigkeit, und seine Neigung zum Sonderbaren in der Folge seines Lebens so oft muthwillig verwikkelten. —

Kunz wußte dieses, und er hatte daher wohl Ursache, über den Ausgang besorgt zu seyn, den Maximilians Heurathsangelegenheiten nehmen würden: und diese Besorgniß vermehrte sich allerdings noch um so mehr, je weniger Maximilian die Einwürkungen des französischen Hofes auf die Niederländer zu achten schien, und je zuverlässiger er versicherte, daß in dem nächsten Feldzuge, wenn er nur erst bei dem Heere seyn würde, sich alles ändern, und Ludwig genöthigt seyn würde, Burgund uud die übrigen eroberten Landschaften wieder herauszugeben. — Die Räthe mochten noch so dringend kluge Vorsichtigkeit anrathen, mochten aus Herzog Karls Beispiele beweisen, daß der Sieg nicht allemal durch Kühnheit errungen werden könnte, und daß man besonders den Niederländern, wenigstens vom Anfange an, nicht völlig trauen dürfte — Maximilian blieb doch auf seiner Meinung; die Räthe bewürkten nichts, und das Uebelste

war, daß Maximilians Zutrauen gegen sie sich seit der Zeit merklich verminderte.

Dreizehendes Kapitel.

Ohngefehr desselbigen Inhalts.

Und eben das bekümmerte Kunzen am meisten. — Der junge Herr war sich nun ganz überlassen, von seiner Lebhaftigkeit, von seinem kühnen unternehmenden Geiste alles zu befürchten. — Und wenn er auch noch zuweilen die Räthe befragte, so geschahe es doch mehr aus Achtung gegen seinen Vater, von dem sie geordnet waren, als daß er den Willen gehabt hätte, ihren Vorschlägen Gehör zu geben. —

— Kunz war noch der Einzige, den Maximilian bei vorkommenden Gelegenheiten um Rath fragte, und ihm gelang es würklich, Maximi-

lianen von mancher Uibereilung, die er außerdem begangen haben würde, zurükzuhalten. — Den Räthen konnte dieses nicht lange verborgen bleiben, — sie wurden auf Kunzen eifersüchtig, und erklärten manches für schädlich und nachtheilig, blos aus dem Grunde, weil sie vermutheten, daß es Kunz gerathen hätte. —

Doch Kunz war zu sehr an's Nachgeben gewohnt, als daß er sich nicht in solchen Fällen nach den Räthen hätte richten sollen. — Seine Absicht war es übrigens nie gewesen, ihrem Ansehen einigen Abbruch zu thun; er hatte vielmehr auf diesem Wege sie dem Herzoge wieder näher bringen, und ihnen sein Zutrauen aufs neue verschaffen wollen. — Ihr zwekwidriges Betragen vereitelte wenigstens für den Augenblik diese gute Absicht. — Gleichwohl durfte, nach Kunzens Uiberzeugung, der Herzog durchaus nicht ohne Freund, ohne Rathgeber gelassen werden, und dies bewog ihn zu jenem Schritte. —

Nun konnte er zu jeder Stunde bei seinem Herrn seyn, konnte bei jeder Gelegenheit seine Meinung frei und ohne alle Zurükhaltung äußern, durfte mehr sagen, freier urtheilen, als es den angesehensten Herren und Räthen erlaubt war — er war ja des gnädigen Herrn Freudenmacher, und ihm stand das große Vorrecht zu, jedem, selbst seinem Fürsten, die Wahrheit zu sagen, und Thorheiten zu rügen, die andere Höflinge kaum zu bemerken sich unterfangen durften.

Bei alle dem opferte Kunz gewaltig viel auf. — Ihm, Maximilians Vertrauten, dem Gespielen seiner Jugend, dem Manne von Kopf und Herzen, von anerkanntem Muthe und persönlicher Tapferkeit, konnte es nicht schwer werden, sich bis zu den höchsten Ehrenstellen empor zu schwingen, sobald er nur wollte. — Und doch hielten ihn alle diese glänzenden Aussichten nicht ab, seinen Plan

aus-

auszuführen. — Freiwillig, blos aus Uiberzeugung, daß er seinem fürstlichen Freunde unter solchen Verhältnissen mehr als unter jedem andern nüzlich werden könnte, griff er nach Schelle und Kolben. — Er war, seinem Bedünken nach, hoch belohnt, sobald es ihm in seiner Schellentracht gelang, Maximilianen von mancher Uibereilung eher zurükzuhalten, bei wichtigen Unternehmungen zu mehrerer Ausdauer kräftiger zu ermuntern, als es den Räthen mit aller ihrer ernsthaften Feierlichkeit bis jezt noch geglükt war. —

Vierzehendes Kapitel.

Freudenmacher, Hofnarr.

Kunzens Ernennung zum Freudenmacher fand unter den Hofleuten allgemeinen Beifall. — Man hatte sich schon zeither in seiner Gesellschaft immer sehr wohl befunden, und

jezt konnte man um so mehr darauf rechnen, nachdem er unter verschiedenen komischen Feierlichkeiten sein neues Amt selbst bekannt gemacht, und zugleich erklärt hatte, daß man bei ihm die kräftigsten Gegenmittel wider Mismuth, üble Laune, Verdruß, kurz, wider die mehresten Seelenübel zu allen Zeiten finden sollte. —

Daß er jezt offener als vordem Wahrheit sagen, noch strenger Thorheiten rügen, Blößen aufdekken würde, war freilich vorauszusehen, aber die Eigenliebe ließ jeden hoffen, daß das nur bei andern der Fall seyn würde, und diejenigen, die sich doch nicht so ganz sicher wußten, meinten, durch mehrere Vorsichtigkeit in ihrem Betragen, Kunzen gar füglich hintergehen zu können. —

Man verband übrigens mit dem Worte Freudenmachar, Hofnarr, in jenen Zeiten einen weit ehrsamern Begriff, als wir gegenwär-

tig

tig damit zu verbinden allgemein gewohnt sind.

Der Hofnarr war der beständige Gesellschafter des Fürsten, gemeiniglich sein Vertrauter, und nicht selten sein Rathgeber.

Aus seinem Betragen, aus seinen Gesinnungen, aus der Art, wie er den Hof zu unterhalten, zu belustigen pflegte, konnte man mit vieler Zuverlässigkeit auf den Charakter des Fürsten selbst schließen. —

Man kannte damals nur wenige Vergnügungen, und diese wenigen waren dem Geiste jener Zeiten, den rauhen Sitten unsrer Vorfahren völlig angemessen. Turniere, wo nicht selten der Ausgang für einen der Kämpfer tödtlich war, — Jagden, wo man theils wegen Wildheit der Gegend, theils wegen der Menge reissender Thiere sein Leben alle Augenblikke in Gefahr sezzen mußte, — Gastmäler, wo man bis zur Sinnlosigkeit trank, und wo nicht sel-

ten ein im Rausche ausgesprochenes unvorsichtiges Wort entweder sogleich mit dem Schwerte geahndet wurde, oder Veranlassung zu blutigen langwierigen Fehden gab, — das waren ohngefehr die Hauptvergnügungen, an denen man allgemeinen Geschmak fand. —

Bei dieser allgemein herrschenden Denkungsart befanden sich die Fürsten eben nicht glüklich. — Mächtige Vasallen lernten ihre Kräfte besser kennen, besser gebrauchen, und das, was sie im Anfange nur gegen ihre minder mächtigen Schildgenossen ausgeführt hatten, unterstanden sie sich in der Folge gegen ihren Lehnsherrn zu unternehmen. — Mehrere Beispiele liefert die Geschichte. — Kurz, es war damals weit weniger als jezt ein Glük, Fürst zu seyn. —

Man kann es daher den Fürsten jener Zeiten nicht verdenken, wenn sie Personen um sich

zu haben wünschten, die ihnen, bei ihren schweren, verdrüslichen, mühsamen und weitläuftigen Regierungsgeschäften, durch Scherz und Lachen Aufheiterung zu verschaffen verstanden. Freilich arteten diese Unterhaltungen zuweilen ins Niedrigkomische, wohl gar ins Unanständige aus, aber theils waren die damaligen Sitten überhaupt noch weit rauher, weniger veredelt, theils fand auch dieses nur alsdann statt, wenn der Fürst selbst an dergleichen unartigem Spaaße mehr, als an feinen lustigen Einfällen, und wizzigen treffenden Bemerkungen, Geschmak fand. —

Funfzehendes Kapitel.

Nuzzen der Hofnarren.

Für das Vergnügen des Fürsten zu sorgen, ihm Aufheiterung, Erholung zu verschaffen, war also, vom Anfange an, die Obliegenheit

des Hofnarren. Welcher Mittel er sich hierzu bedienen, wen er zum Gegenstande der Unterhaltung wählen, auf wessen Kosten er seinem Herrn Aufheiterung verschaffen wollte, blieb seiner Willkühr ganz überlassen. Und wenn auch die Wahl auf die angesehensten Herren bei Hofe fiel, man konnte, so unangenehm es auch immer war, doch dawider nichts einwenden; der Narr würde darum nicht zurükgetreten seyn, er würde vielmehr aus ihren Weigerungen, aus ihrem merklich werdenden Misbehagen, neue Veranlassungen hergenommen haben, und zudem konnte man sich ja damit trösten, daß selbst der Fürst vor seiner Zunge nicht sicher war.

Bei solchen Gelegenheiten wurde dem Fürsten manches bekannt, was freilich die Herren lieber vor ihm verborgen gehalten hätten, und manches Unternehmen, mancher Versuch, die fürstliche Gewalt einzuschränken, oder auf Kosten derselben ihre eigene zu vergrößern, unterblieb

terblieb blos aus dem Grunde, weil man sich vor der Geschwäzzigkeit des Narren fürchtete. —

Den Fürsten konnte dieses nicht lange verborgen bleiben, und sie beehrten ihre Hofnarren für diese wichtigen Dienste sehr bald mit ihrem völligen Vertrauen. — Sie fragten sie bei wichtigen Angelegenheiten um Rath, und erlaubten ihnen am Ende, selbst den Versammlungen der Räthe beiwohnen, und ihre Meinung frei und ohne alle Rükhaltung sagen zu dürfen. —

Aber dabei blieben sie immer ihres gnädigen Herrn Freudenmacher, — und eben dieser Name gab ihnen völlige Freiheit, in ihren neuen Verhältnissen die reine lautere Wahrheit freier und offner sagen zu dürfen, als es einem der Räthe erlaubt war. — Ohne Ansehen der Person, ohne alle Rükfichten dekten

sie die heimlichsten Kabalen auf, warnten den Fürsten, Vorschläge zu genehmigen, die man aus Eigennuz oder andern Privatabsichten gethan hatte, und tadelten ihn selbst, mit einer bei jedem andern unverzeihlichen Freimüthigkeit, wenn er, seine Pflichten und das Beste des Landes seinen Einfällen und Launen aufopfern zu wollen, sich beigehen ließ. —

Was konnte nicht unter solchen Verhältnissen ein Mann von Kopf und Herzen würken, wie viel Gutes konnte er stiften, sobald er den Schein von der Wahrheit zu scheiden verstand! Und wenn die Räthe mit allen ihren Vorstellungen, mit allen ihren Bitten nicht im Stande gewesen waren, den Fürsten von einem nachtheiligen Unternehmen abzubringen, so gelang es doch noch dem Narren, durch einen glüklichen Einfall, durch eine unerwartete Wendung, den Fürsten von der Schädlichkeit desselben zu überzeugen.

Der Name Hofnarr bezeichnete also würklich nicht jenes verächtliche Geschöpf, das wir heut zu Tage unter diesem Namen gewöhnlich zu verstehen pflegen. Auch gehörte der Hofnarr damals unter die Hofämter: Nichts fehlt ihm, sagt ein älterer Schriftsteller, bei der Beschreibung eines fürstlichen Hofes, als Trabanten und ein Hofnarr, um ein königlicher zu seyn. —

Doch nach und nach verfeinerte sich die Politik und der Geschmak. — Die Hofnarren wurden im Kabinette eben so überflüssig, als überhaupt ihre Art zu unterhalten unausstehlich. — Man erfand feinere Belustigungen; Bälle, Schauspiele, Jagden, und das Spiel füllten die Stunden aus, die sonst der Narr verplaudert hatte: die unmittelbare Theilnahme des schönen Geschlechts an gesellschaftlichen Freuden verdrängte endlich die Narren auf immer, wenigstens vertauschten

sie seitdem ihre Schellentracht mit minder auffallenden Kleidungen.

---

un

Sechzehendes Kapitel.

Die klugen Herren irren sich.

Wir haben bereits im Vorigen bemerkt, daß Kunz nach Mariens Tode außerordentlich traurig und niedergeschlagen war, und den Herren bei Hofe war gewissermaaßen jenes Urtheil zu verzeihen, welches sie über Kunzen zu fällen sich damals erlaubten. Noch nie hatte man Kunzen traurig gesehen, und selbst bei den unangenehmsten Vorfällen, die Maximilianen während seines Aufenthaltes in den Niederlanden so häufig betroffen, und ihn und seine Räthe so oft in die größte Verlegenheit gesezt hatten, war Kunz sich immer gleich geblieben, ja es schien beinahe als wenn seine frohe Laune in eben dem Verhältnisse zunäh-

me, als sich die politische Lage seines Herrn verschlimmerte.

Uiberdem sahe Kunz den Tod von einer ganz andern Seite an, als die mehresten seiner damaligen Zeitgenossen. Todt seyn, und schlafen, waren bei ihm ziemlich gleichbedeutende Ausdrükke; nach seinem Bedünken lag der Unterschied blos in der mehrern oder mindern Dauer des Schlafs. — Bei beiden dachte er an Erholung, Erquikkung, und Erwachen. —

Man konnte sich daher gar nicht erklären, warum ihn Mariens Tod auf eine so ungewöhnliche Weise angriff. — Daß Maria seine gnädige Beschützerin gewesen war, und ihm mehrmalen die unverkennbarsten Beweise ihres Wohlwollens gegeben hatte, wußte man zwar; aber bei alle dem konnte man seine gegenwärtige Traurigkeit blos auf Rechnung dankbarer Gefühle ohnmöglich schreiben, und zudem veränderte sich ja seine Lage durch Mariens Tod

nicht im geringsten. Es war vielmehr vorauszusehen, daß Kunzens beständige Gesellschaft für den Erzherzog mehr als vordem Bedürfniß werden, und folglich des Leztern Zuneigung und Vertrauen sich eher vermehren als vermindern würde.

Gleichwohl wollten die Herren hierüber zur Gewisheit kommen, und man bestürmte Kunzen mit einer Menge Fragen, und äußerte dabei so mancherlei Vermuthungen über den Grund seiner Traurigkeit, daß sich Kunz nicht besser zu rathen wußte, als wenn er jeden unter dem Siegel der Verschwiegenheit versicherte, daß er allerdings der Sache am nächsten gekommen wäre. —

Das gab denn zu sonderbaren Auftritten Veranlassung. — Jeder glaubte in Kunzens Geheimniß eingedrungen zu seyn, und vertheidigte aus diesem Grunde seine Meinung mit desto größerer Beharrlichkeit. — Das

Gespräch wurde lebhafter, man vergaß das gegebene Versprechen, die Ursache geheim halten zu wollen, man berief sich auf Kunzen selbst, und da zeigte sich's denn, daß dieser die Herren abermals auf Kosten ihrer Leichtgläubigkeit zum Besten gehabt hätte. —

„Dachten wirs doch gleich vom Anfange, — sprachen dann die Höflinge mit weisheitsvoller Miene, daß es mit Kunzens Traurigkeit nicht Ernst seyn könnte — ein lustiger Schwank, blos erdacht, um uns in die vorige frohe Laune wieder umzustimmen."

Siebzehendes Kapitel.

Kunz weis mehr.

Aber es war wohl Ernst mit Kunzens Traurigkeit. Er war würklich hochbekümmert — aber nicht wegen Mariens Absterben an sich,

nicht weil Maximilian dadurch eine zärtliche Gattin, nicht weil er selbst eine gnädige Fürstin, eine wohlwollende Beschüzzerin verloh-ren hatte — Kunz fürchtete für die Zukunft: ihm war die bedenkliche Lage, worinnen sich Maximilian nunmehr befand, besser, als jenen Herren, bekannt; er wußte, daß die Flandrischen Stände blos aus Achtung gegen Marien bis jezt immer noch an sich gehalten, und wenigstens nicht mit Heftigkeit auf Genehmigung jener Friedensbedingungen gedrungen hatten, die zwischen ihnen und König Ludwigen von Frankreich vorläufig verabredet waren, — aber er wußte auch, daß die Flandrer nur auf einen günstigen Zeitpunkt warteten, wo sie dasjenige mit Gewalt oder List durchzusezzen vermöchten, wozu sie sich gegen Ludwigen verbindlich gemacht hatten.

Meinen Lesern wird es vielleicht wunderbar vorkommen, daß Kunz von den geheim-

sten

sten Anschlägen der Flandrer sich auf das genaueste unterrichtet befand; aber theils hatte Kunz durch sein kluges vorsichtiges Betragen, und durch die ihm besonders eigene Gabe der Unterhaltung das Wohlwollen einiger angesehenen Flandrer in einem so hohen Grade sich zu erwerben gewußt, daß man ihn am Ende nicht mehr als einen Fremden, sondern als einen alten Freund des Hauses ansahe, vor dem man wohl ein Wort zu reden sich erlauben dürfte, und zwar um so mehr, da Kunz vom Anfange an, sobald sich das Gespräch auf politische Gegenstände lenkte, entweder sich sogleich entfernte, oder der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben sich bemüht hatte.

Kunz handelte hierbei nach einem wohldurchdachten Plane. — Er wollte die Herren sicher machen, und es gelang ihm. — Aus eben diesem Grunde erlaubte er sich zuweilen,

weilen, ihrem Tadel über Maximilians Betragen unbedingt beizupflichten, oder er vertheidigte seinen Herrn, aber aus so absichtlich schwach gewählten Gründen, daß er allemal die Widerlegung derselben sicher voraussehen konnte. Alles dieses bestärkte die Herren noch mehr in ihrer Meinung; das kleine Opfer, das Kunz jedesmal ihrer Eitelkeit brachte, so oft er sich von ihnen widerlegen ließ, vermehrte noch ihre Zuneigung gegen ihn, und sie vergaßen am Ende ganz diejenige Vorsichtigkeit zu beobachten, die sie doch bei den bekannten Verhältnissen, in denen sich Kunz und Maximilian befanden, nie hätten aus den Augen sezzen sollen.

Auf diesem Wege erfuhr Kunz alles, was er zu wissen verlangte, aber er benuzte auch diese Nachrichten mit möglichster Vorsicht. — Niemand, selbst Maximilian nicht, erfuhr davon etwas, und wenn er Lezterem ja zuweilen

etwas

etwas davon eröffnen zu müssen für Pflicht hielt, so verschwieg er doch allemal die Quelle, aus der er geschöpft hatte: es war blos ein Einfall, eine Möglichkeit, die doch vielleicht statt finden, und der man ja in Zeiten auf diesem oder jenem Wege noch vorbeugen könnte. —

Uiberhaupt hatte sich Kunz, seitdem er sich diesen Plan zu befolgen vorgesezt hatte, nach und nach von allen öffentlichen Angelegenheiten gänzlich zurükgezogen; er erschien nicht mehr in den Rathsversammlungen, trieb mehr Possen und Kurzweil als jemals, und beschäftigte sich beinahe ausschließend mit dem jungen Erzherzog Philipp, der ihn vorzüglich lieb gewonnen hatte, und an seiner Gesellschaft besonderes Behagen zu finden schien.

Acht=

Achtzehendes Kapitel.

Erzherzog Philipp.

Der junge Erzherzog war damals vier Jahr alt. Wie wenig sich von Kindern in diesem Alter sagen läßt, wissen meine Leser selbst. Der schönste Diamant muß erst geschliffen werden, ehe sein Feuer uns sichtbar werden kann, und die Hülle unsers Geistes muß sich erst entwikkeln, ehe die edelsten Kräfte der Seele zu ihrer Reife gedeihen können. Der Erbe des mächtigsten Königreichs, und der Sohn des Bettlers sind sich hierinnen ganz gleich, und conventionelle Verhältnisse vermögen hierbei keine Aenderung zu machen. Jahrhunderte vergehen, ehe ein Lübekisches Wunderkind durch sein außerordentliches Gedächtniß, oder ein Barratier durch die frühzeitige Entwiklung seiner Verstandskräfte sich auszeichnet. Aber die Natur behauptet auch hierbei ihre Rechte:

Ent-

Entwiklung, Reife und Abnahme bleiben in richtigem Verhältniß. Das Kind reift dann in Rükſicht ſeiner Geiſteskräfte eben ſo ſchnell zum Manne, als der Knabe in jenen Zuſtand der Kraftloſigkeit zurükſinkt, der nach dem natürlichen Laufe der Dinge erſt ſein Loos im hohen Alter geweſen ſeyn würde.

Philipp war übrigens ein holder lieber Knabe, ganz das Ebenbild ſeiner guten Mutter — gefällig, lenkſam, froh und frölich — aber in ſeinen Augen glänzte blos Fülle der Geſundheit, nicht jenes Feuer, welches ſchon im Knaben den künftigen Mann von unternehmendem Geiſte, von raſtloſer umfaſſender Thätigkeit vorausſehen läßt.

Wir wollen zwar unſern Leſern gern zugeben, daß ein Fürſt, auch ohne dieſen unternehmenden Geiſt, auch ohne dieſe umfaſſende Thätigkeit, der Vater ſeines Volks ſeyn kann, ſogar zugeben, daß er es unter gewiſſen Verhält-

hältnissen um so mehr seyn wird, je weniger er diese Eigenschaften besizt, und daß daher Philipp, bey seiner schon als Knabe ganz unverkennbaren Güte des Herzens, und seinem übrigens guten natürlichen Verstande, ebenfalls ein sehr löblicher Regent hätte werden können, wenn nicht jene schon frühzeitig an ihm bemerkte Lenksamkeit ihn in der Folge seines Lebens von seinen Günstlingen und ihren Gutachten allzu abhängig gemacht hätte, und seine jugendliche Frölichkeit bei reifern Jahren in einen fast unwiderstehlichen Hang nach Ergözlichkeiten und selbst zur Wollust ausgeartet wäre. — Abneigung von aller Arbeit war die natürliche Folge; und die Gewalt seiner Günstlinge nahm in eben dem Verhältnisse zu, als seine Betriebsamkeit und sein unmittelbarer Antheil an Geschäften sich verminderte. Die Hoffnungen der Niederländer, unter seiner Regierung die goldenen Tage wieder zu erleben, welche ihre Vorfahren unter der Regierung seines Ahn-

herrn,

herrn, Herzog Philipps, gehabt, und um deswillen man lezterm den Beinamen des Guten gegeben hatte, wurden nur zum geringsten Theile erfüllt.

—Zwar ließ man seinen Annehmlichkeiten, den Reizen seiner Person völlige Gerechtigkeit wiederfahren, man bezeichnete ihn mit dem Beinamen des Schönen, man beklagte seinen frühzeitigen Tod, aber man war völlig überzeugt, daß er von seinem Ahnherrn nur den Namen, und nicht seine liebenswürdigen Eigenschaften, nicht das rastlose Bestreben, seine Unterthanen glüklich zu machen, und überhaupt nicht des guten Philipps Geist geerbt hätte.

Neunzehendes Kapitel.

Beitrag zur Erziehungsgeschichte junger Fürsten.

Wir haben schon vorhin bemerkt, daß sich Kunz seit einiger Zeit, beinahe ausschließend, mit

dem jungen Erzherzog beschäfeigte, und daß dieser an Kunzens Unterhaltung weit mehr Vergnügen fand, als an den oft langweiligen, und noch öfterer wiederholten Erzählungen seiner Amme, oder, wie wir uns nach dem heutigen Hofton ausdrükken sollten, seiner Aya. — Frau Brigitte liebte ihren Pflegebefohlnen mit mütterlicher Zärtlichkeit, und war übrigens eine herzensgute Frau, aber zu Erziehung eines jungen Fürsten eben so ungeschikt, als es noch heut zu Tage, wie man allgemein versichern will, die mehresten Aya's immer noch seyn sollen. Daß das junge Herrlein gesund und stark werden möchte, das war das Ziel aller ihrer Bemühungen! — Wie hätte sie wohl einen seiner Wünsche, wenn dessen Erfüllung nur möglich war, unerfüllt lassen können? — Das junge Herrlein würde sich ja geärgert haben, und wie leicht konnte Aergerniß seiner Gesundheit schaden! —

Kunz behandelte den jungen Erzherzog just auf der entgegengesezten Seite. Mancher seiner Wünsche blieb unerfüllt, selbst wenn die Gewährung ihm auf keine Weise schädlich gewesen seyn würde. — Aber keine seiner Bitten ward geradezu abgeschlagen — dies würde, so wenig Philipp auch immer Hang zum Eigensinn hatte, selbigen doch gewis am Ende aufgeregt haben. — Und wenn ja zuweilen der junge Herr die Erfüllung einer Bitte zu lebhaft verlangte, woran denn gemeiniglich Frau Brigitte die mehrste Schuld hatte, so war doch Kunz fest genug, ihm um so weniger das zu gewähren, was er in solchen Augenblikken begehrte. — Ein lustiger Schwank, ein neues Spiel, an dem dann Kunz und Brigitte mit Antheil nahmen, stimmten Philippen sehr bald in die vorige Frohlichkeit wieder um; half aber auch dieses nicht, bestand Philipp dann noch hartnäkkig auf seinem kleinen Kopfe, so entfernte sich Kunz entweder, oder er blieb wohl

im Gemach, ohne jedoch mit Philippen weiter zu reden, und dies war für ihn die empfindlichste Strafe. — Wie konnte er bitten, wie konnte er dann Gehorsam und Folgsamkeit angeloben! — Und wer hätte wohl dem kleinen holden Knaben die Verzeihung versagen wollen? —

Zwanzigstes Kapitel.

Die Lage der Sachen wird bedenklich.

„Wird meine Mutter bald wieder kommen? lieber Kunz" — fragte Philipp einige Tage nach Mariens Beisezzung.

„Eure Mutter?" — erwiederte Kunz, verlegen, was er darauf antworten sollte.

„Nun, lieber Kunz! — Aber du weinst ja — bist wohl krank?" —

„Bin nicht krank" — antwortete Kunz, und troknete mit der flachen Hand die Thräne ab, die über seine Wangen glitt.

„Aber du weinst — und die Mutter weinte auch, und nun ist sie weggegangen — Geh nicht weg, lieber Kunz!“ . . . .

„Lieber guter Philipp“ — unterbrach ihn Kunz, indem er ihn innig bewegt in seine Arme schloß.

„Nicht wahr? du bleibst“ — fuhr Philipp fort.

„Als mir Gott helfe! ich bleibe bei euch!“ —

Eine so kräftige Betheurung auf die Bitte eines Kindes wird unsern Lesern allerdings auffallen, und wir sind daher verbunden, ihnen über die Lage, in der sich eben damals Kunz befand, einige Erläuterungen mitzutheilen, und zugleich den Grund anzugeben, warum die Bitte des jungen Erzherzogs eben in diesem Zeitpunkte einen so auffallenden Eindruk auf unsern Rosen machen mußte.

Es ist bereits in dem Vorhergehenden die Absicht der flandrischen Stände, sich Erzherzog Maximilians Oberherrschaft zu entziehen, erwähnt, und dabei zugleich bemerkt worden, daß diese Herren nur auf einen günstigen Zeitpunkt warteten, wo sie das mit Gewalt oder List durchzusezzen vermögten, wozu sie sich gegen König Ludwigen von Frankreich verbindlich gemacht hatten. Die Ausführung dieses unter Frankreichs Anleitung entworfenen Plans wurde durch Mariens Tod beschleunigt, durch Maximilians tiefen Schmerz, durch sein gänzliches Zurükziehen von allen Geschäften, in den ersten Tagen nach Mariens Tode, die Unternehmungen der Verbündeten begünstigt. Nicht nur in Gent, Ypern, Dornik, und in den übrigen angesehenen flandrischen Städten versammlete man sich, sobald die Nachricht von Mariens Absterben bekannt worden war, um über die Ausführung der schon vorhin gefaßten Maasregeln zu berathschlagen;

auch in Brügg, an dem nämlichen Orte, wo sich der Erzherzog aufhielt, wurden gleiche Zusammenkünfte gehalten, über gleiche Gegenstände Beschlüsse gefaßt. —

Maximilian war noch viel zu sehr mit sich selbst, mit dem Gedanken an Marien beschäftigt, als daß er davon etwas hätte ahnden sollen. — Selbst seinem Hofgesinde fiel das völlige Zurükziehen der flandrischen Herren, ihr seltnes Erscheinen am Hoflager um so weniger auf, da ihnen selbst das stille ernste Wesen misbehagte, welches auf der Burg seit Mariens Tod noch immer herrschte. — Und überdem glaubten die Räthe, in Absicht der politischen Verhältnisse um so ruhiger seyn zu können, da die mehresten Provinzen, durch Schreiben und Abgesandte, nächst den Beileidsbezeugungen, ihre fortdauernde Ergebenheit dem Erzherzog versichert, einige schon erklärt hatten, seinen Befehlen während der Minderjährigkeit des

jungen Philipps, in allem die gebührende Folge leisten zu wollen. —

Doch ein Schreiben aus Seeland öfnete den Räthen die Augen. — Man warnte Maximilianen in selbigem vor den Flandrern — man benachrichtigte ihn, daß in Gent Abgesandte von Frankreich sich aufhielten, — daß daselbst, so wie an mehrern Orten, häufige Zusammenkünfte gehalten würden — daß man sich mit Wehr und Waffen versähe — kurz, daß alles auf Empörung, und nicht auf Genehmigung seines Verlangens, deutete. —

Diese allerdings unerwartete, wichtige Nachricht ermunterte den Erzherzog aus seiner zeitherigen Unthätigkeit. — Sein natürliches Feuer erwachte, er erkannte die Gefahr, aber er fürchtete sich nicht. — Mit verdoppeltem Eifer suchte er vielmehr den Schaden wieder gut zu machen, den sein völliges Zurükziehen

von allen Geschäften, seit Mariens Tode, verursacht hatte. —

Die Unternehmungen der Flandrer wurden den übrigen Provinzen schleunigst bekannt gemacht, — ihnen die Gefahr eines bevorstehenden bürgerlichen Kriegs und die Nothwendigkeit, selbigen um ihres eigenen Bestens willen zu verhindern, zu Gemüthe geführt, — die sich bereits für Maximilianen erklärten, zu fortdauernder Treue ermuntert, die noch wankenden an ihre Obliegenheiten erinnert. — Auch zog Maximilian, so weit als es, ohne Aufsehen zu erregen, geschehen konnte, einen Theil seiner Völker in der Gegend um Brügg zusammen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Kunz wird auf die Probe gestellt.

So geheimnisvoll alles dieses von Maximilian und seinen Räthen auch immer behandelt

worden war, so hatte man doch in Brügg sehr bald Kundschaft davon bekommen, und Kunz erstaunte nicht wenig, als er von der Frau von Borselen darüber die vollständigste Auskunft erhielt. „Mir thut es nur leid, lieber Kunz," sezte Frau von Borselen hinzu, „daß dieser Vorgang mich in Zukunft eurer Gesellschaft berauben wird. Wie waren nun ..."

„Und warum das?" —

„Als wenn ihr darüber noch einer Erläuterung bedürftet!" —

„Ich verstehe euch nicht — wenigstens sollte ich glauben, daß auch in der Folge unsere zeitherige Bekanntschaft immer noch fortdauern könnte. Was kümmern uns die Irrungen zwischen Maximilianen und den Ständen? — Waren sie nicht zeither immer? — und gleichwohl erlaubtet ihr mir, euch in eurem Hause zu sehen, gleichwohl verstattete mir euer Gemahl den Zutritt. — Und gesezt

auch

„Kunz! entweder ihr wollt mich täuschen, oder ihr rechnet zu sehr auf weibliche Schwazhaftigkeit. — Fast gereut es mich, euch schon so viel gesagt zu haben."

„Immer dunkler!"

„Das seht ihr doch wohl selbst, daß die Sachen nun zur Entscheidung kommen müssen. Der Erzherzog verlangt mehr, als ihm jemals verwilligt . . . .

„Wir sprachen nie über diese Sachen, und wenn es euch gefällt, so . . . .

„Aber warum rüstet sich der Erzherzog? — Seine Absichten liegen zu deutlich am Tage . . . .

„Seine Absichten! — Ruhe im Lande zu erhalten, und seinem Sohne . . . . .

„Das mütterliche Erbtheil auf immer zu entziehen . . . .

„Bei Gott! ihr irrt — das wird nie der Fall seyn! —

„Und soll es auch nie seyn! — Doch genug davon. — Ich höre, ihr seyd jezt immer —

mehr als sonst bei dem jungen Herzog. „Er muß ein holder, lieber Knabe geworden seyn. —

„Wohl, edle Frau! — ganz das Ebenbild seiner Mutter, für den ich, wenns Noth wäre, mein Leben geben würde." —

„Viel! sehr viel, lieber Kunz! —

„Und doch war's aus ganzer Seele gesprochen — Seht, edle Frau! ich habe nichts als dieses Schwert und diesen Kopf, was ich mein nennen kann — aber mit Freuden gäb' ich beides hin, wennn es des jungen Herrleins Wohl erforderte." —

„Kunz! Kunz! Wenn man euch beim Wort' hielte!" —

. . . .

„Ich sollte meynen, edle Frau! ihr kenntet mich näher — Philipps Wohl, und Maximilians Ehre sind aufs genaueste mit einander verbunden, und für beide . . . .

„Ihr werdet sehr ernst, Ritter! — und warum? — Wir bleiben doch Freunde —

Laßt's

Laßt's den Männern ausmachen! — Diesen Tag bleibt ihr bei mir." —

„Es will fast nicht gehen, wenigstens —

„Keine Ausflüchte" —

„Wenigstens erlaubt mir, jezt zu meinem gnädigen Herrn" — —

„Aber zur Vesperzeit seyd ihr wieder hier; mein Mann kommt heute von Gent zurük, und ihr wißt, daß er euch gern bei sich sieht" —

„Ich komme gewis!" —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Etwas über Ahndungen.

So unbedeutend auch immer meinen Lesern dieses Gespräch scheinen mag, so waren doch durch selbiges bei Kunzen gewisse Ideen rege gemacht worden, die ihn nicht wenig beunruhigten. — Einige der Frau von Borselen in der Lebhaftigkeit des Gesprächs entfallene Worte machten es ihm sehr wahrscheinlich, daß

ihre

ihre Aeußerung: die Sache müsse nunmehro zur Entscheidung kommen, nicht ohne Grund seyn möchte. — Er kannte die misliche Lage, in der sich Maximilian befand, und überdem hatte man ganz wider seinen Willen Maasregeln ergriffen, welche die Flandrer allerdings nur noch mehr aufbringen mußten, und die um so weniger einen glüklichen Ausgang vorausehen ließen, als eben dadurch das absichtlich verbreitete Gerücht, Maximilian wollte die Rechte und Freiheiten der Nation untergraben, sehr scheinbar bewiesen wurde. — Bei alledem aber bekümmerte Kunzen der Gedanke an den jungen Erzherzog Philipp noch weit mehr, als die Gefahr, worinne sich Maximilian so eben befand. — Und doch konnte er sich davon keinen Grund angeben. —

Es war Ahndung, werden meine Leser sagen. — Aber es ist ihnen ja bekannt, daß, besonders in unsern Tagen, Ahndungen entweder

weder geradezu geläugnet, oder für philoso-
phische Träumereyen erklärt werden. Doch
man mag auch immer sagen was man will,
so scheinen doch mehrere von aufmerksamen
Beobachtern ihrer selbst hierüber gemachte Er-
fahrungen auch hierbei zu beweisen, daß es
unter dem Monde viele Dinge giebt, wovon
sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. —

Und sollte ich mich nicht hierbei auf die ei-
gene Erfahrung meiner Leser berufen dürfen? —
Sollten ihnen nicht in ihrem Leben Fälle vorge-
kommen seyn, wo sie, ohne zu wissen warum? —
Vorempfindungen von gewissen Ereignissen
hatten, die ihnen in dem Augenblikke, da der
Gedanke in ihrer Seele hervortrat, unwahr-
scheinlich, wohl gar unmöglich schienen, und
die doch in der Zeitfolge genau in Erfüllung
giengen? — Sollten sie nie in Stunden,
wo ihnen ein entfernter Freund entrissen wurde,
ohne daß sie sich seiner zu der Zeit lebhaft er-

innerten, ungewöhnliche Unruhe, tiefe Traurigkeit empfunden haben? — und sollte nie in äußerst gedrängten Lagen, wo alle Rettung unmöglich, alle Versuche sich zu helfen fruchtlos zu seyn schienen, ein unerwarteter Strahl der Hoffnung den dunkeln Weg des Schiksals erleuchtet, und gleichsam in der Ferne Aussichten eröfnet haben, von deren Möglichkeit man sich in jenen Augenblikken kaum überzeugen konnte, und die doch durch den Erfolg allerdings bestätigt wurden? —

— Man nenne dieses wie man immer will, man rechne hierbei auf frühere Erfahrungen, man sehe jene Vorempfindungen als Resultate vordem gemachter Beobachtungen an, und man wird demohngeachtet manchen ganz unzubezweifelnden Fall der Art aus diesen Gründen zu erklären nicht vermögen. — Wir erlauben uns, die Kräfte unsers Geistes und den

Kreis zu bestimmen, innerhalb welchem jenem

nur

nur zu würken verstattet seyn soll, und kennen doch so wenig die Natur und das Wesen der Geister, den Umfang ihrer Verhältnisse! —

War darum eine Kraft gar nicht da, weil man sie lange Zeit ungenüzt, todt in sich selbst ruhen ließ? — oder kann man dem menschlichen Auge überhaupt darum das Vermögen, sehr entfernte Gegenstände mit möglichster Bestimmtheit zu entdekken, absprechen, weil nur wenige, diese Fähigkeit durch Uibung und zwekmäßigen Gebrauch zur Fertigkeit zu bringen, verstanden? —

Doch dem sey auch wie ihm immer wolle, so viel können wir unsern Lesern versichern, daß Kunz nach seiner lezten Unterredung mit der Frau von Borselen dunkle Ahndungen von demjenigen hatte, was sich in der Folge würklich zutrug, ohngeachtet ihm von dem kühnen, der Ausführung so nahen Unternehmen der flandrischen Stände, und von den

dieserhalb gefaßten Maasregeln, etwas bestimtes ganz und gar nicht bekannt war. —

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Jugendliches Feuer: Kalte Uiberlegung.

Maximilian und seine Räthe fanden bei näherer Erwägung aller Umstände die Lage der Sache vor dem Augenblik weit bedenklicher, als sie anfänglich zu glauben sich veranlaßt gefunden hatten. — Daß schleunige Gegenanstalten getroffen werden mußten, wenn nicht eine offenbare Empörung ausbrechen, Maximilian vielleicht sogar genöthigt werden sollte, Flandern zu verlassen, war dringend nöthig; nur über die Maasregeln, welche man sogleich vorkehren, über die Art und Weise, wie man den Plänen der Verbündeten entgegen arbeiten sollte, konnte man sich nicht vereinigen.

Der Erzherzog wollte sogleich seine um Brügg zusammengezogenen Völker in die Stadt hereinführen. In der ersten Uiberraschung und zur Gegenwehr ganz unvorbereitet, würde man, jeden seiner Vorschläge anzunehmen, seine vormundschaftlichen Rechte anzuerkennen, und ihm den Eid der Treue zu schwören, sich genöthigt sehen. Wäre dies einmal erfolgt, so dürften dann die flandrischen Stände, ohne sich einer offenbaren Eidbrüchigkeit schuldig zu machen, sich seinen landesherrlichen Anordnungen in der Folge wenigstens nicht geradezu mehr widersezzen. Und gesezt, sie wagten es, so würde schon aus diesem Grunde seine Sache bei den übrigen Provinzen gar viel gewinnen; Niemand könnte, ohne sich ebenfalls den Vorwurf der Empörung zuzuziehen, ihnen beistehen, vielmehr müßte dann jeder um des gemeinen Bestens willens, und um einen für die gesammten Niederlande auf alle Weise nachtheiligen, alsdann gewissen Bürgerkrieg zu

verhindern, die unruhigen Flandrer in die Grenzen des schuldigen Gehorsams zurükzuweisen sich eifrigst angelegen seyn lassen. —

Wider dieses leztere konnten nun zwar die Räthe etwas nicht einwenden, sie fanden vielmehr, daß dies der sicherste Weg wäre, das zeither immer noch statt gefundene gemeinschaftliche Interesse der Provinzen, ohne daß daraus für Maximilianen ein neuer Vorwurf entstünde, auf einmal zu trennen; auch würden die Flandrer es alsdann nicht leicht mehr wagen, sich der unter Maximilians Anführung vereinigten Macht der übrigen Provinzen zu widersezzen — gleichwohl schien ihnen vor der Hand der Zeitpunkt noch nicht gekommem zu seyn, wo dieser Plan mit glüklichem Erfolge auszuführen gehofft werden dürfte. — Schlüge das Unternehmen fehl, gelänge es dem Erzherzog nicht, in der ersten Uiberraschung sich die Stadt völlig zu unterwerfen, wäre man vielleicht so unglüklich,

glüklich, der in Rücksicht der Anzahl seinen Kriegsvölkern weit überlegenen Volksmenge weichen zu müssen, so wäre dann ungleich mehr verloren, als man auf dem Wege zu gewinnen hoffen könnte; — selbst wenn das Unternehmen glüklich ausschlüge, würden die flandrischen Stände gewis alle ihre Kräfte aufbieten, um dem Erzherzog die gemachte Eroberung wieder zu entreißen. — Daß sie so etwas ahndeten, bewiesen ihre Zurüstungen. — Sie würden folglich ihre Völker weit schneller ihm entgegen führen können, als die Provinzen, gesezt auch, daß sie ihm treulich beizustehen beschlossen hätten, theils wegen weiterer Entfernung, theils weil sie zu einem Feldzuge noch nicht vorbereitet wären, ihm zu Hülfe zu eilen vermöchten. Und dann wüßte man ja immer noch nicht, von welcher Seite die übrigen Provinzen einen dergleichen von Maximilians Seite zuerst gethanen Schritt ansehen würden; — wenigstens würden die Flandrer diese Gelegenheit nicht

vorbei lassen, selbigen von der gehässigsten Seite vorzustellen, und bei dem bekannten Wankelmuthe der Niederländer, und ihrem übertriebenen Mistrauen könnte dies sehr leicht die nachtheiligsten Folgen nach sich ziehen. —

Man müsse daher jezt, da alles auf dem Spiel zu stehen schiene, mit der äußersten Sorgfalt zu Werke gehen — die Verbündeten blos beobachten, und, so weit es ohne Aufsehen zu erregen geschehen könnte, ihre Unternehmungen zu behindern suchen. — Wären hingegen die Hülfsvölker der übrigen Provinzen angelangt, so könne man ja dann allemal, und gewis mit mehr Wahrscheinlichkeit eines glüklichen Ausgangs, die Aufrührer in die Schranken des Gehorsams durch Gewalt der Waffen zurükweisen. —

So wenig dieser Rath, im Ganzen genommen, dem jungen feurigen Maximilian auch

immer behagte, so mußte er doch am Ende den vereinten Vorstellungen und Bitten der Räthe nachgeben. Doch erlaubte ihm seine Lebhaftigkeit nicht, die Ankunft der Hülfsvölker in Unthätigkeit abzuwarten. — Er beschloß unter dem Vorwand, sich bis dahin die Zeit durch Jagen vertreiben zu wollen, unter der Hand seine außerhalb Brügg in der Stille zusammengezogenen Völker zu besichtigen, sich ihrer Treue und Ergebenheit zu versichern, und die Heerführer schon im Voraus insgeheim von dem Plane zu unterrichten, welchen er auf jeden Fall auszuführen sich fest vorgenommen hatte. —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Furcht und Hofnung.

Kunz kehrte eben von der Frau von Borselen nach der Burg zurük, als er Maximilianen, be-

gleitet von einigen Hofleuten und Jägern, in einiger Entfernung bei sich eilfertig vorüber reiten sahe. —

Er konnte sich dieses nicht deuten — denn er wußte, daß jezt die Lage der Sache würklich nicht auf Zerstreuungen zu denken verstattete — um so unangenehmer war es ihm daher, Maximilianen nicht sogleich dasjenige entdekken zu können, was ihm aus seiner lezten Unterredung mit der Frau von Borselen so eben bekannt worden war. —

Alles dieses hatte auf seine Stimmung einen sehr nachtheiligen Einfluß. — Dunkle Vorgefühle der Möglichkeit beunruhigten ihn; die Zurükerinnerung an Marien, und die im Ganzen damals doch weit glüklichern Tage, rührten ihn bis zu Thränen. —

Ohne zu wissen, wie? war er unter diesen Empfindungen an des jungen Philipps Gemach

gekom-

gekommen. — Er trat hinein, und das junge Herrlein that jene, in einem der vorlezten Abschnitte bereits bemerkten Fragen an ihn, die in seiner damaligen Stimmung allerdings einen außerordentlichen Eindruk auf ihn machen mußten, und eben um deswillen auf eine so ungewöhnliche Weise von ihm beantwortet wurden.

Frau Brigittens Erstaunen in diesem Augenblikke, und selbst Philipps wiederholte ängstliche Frage, ob er krank sey? — machten Kunzen auf sich selbst aufmerksam. — Er that sich Gewalt an, heiterer zu scheinen, als er würklich war, aber Furcht und Hofnung kämpften noch immer mächtig in ihm. —

Jezt verkündigten die Glokken vom hohen Dom den Eintritt der Vesperzeit — unaussprechliche Gefühle bemächtigten sich Kunzens in diesem Augenblikke. Es that ihm weh, sich

von Philippen zu entfernen, und gleichwohl zog ihn eine unbekannte Macht zur Frau von Borselen hin. — Liebe war's nicht, das können wir unsern Lesern mit aller Wahrheit versichern, auch werden die folgenden Begebenheiten dieses noch deutlicher beweisen. — Aber unmöglich war es ihm, länger zu bleiben, so inständig ihn auch immer Frau Brigitte und Philipp baten. —

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Kunz kömmt wider seinen Willen in Gesellschaft.

Der Frau von Borselen freundschaftliche Bemühungen Kunzen zu erheitern, ihre zuvorkommende unverkennbare Güte, und der schöne Abend, den man auf ihren Vorschlag im Garten zubrachte, stimmten am Ende unsern Rosen in seine eigenthümliche frohe Laune um. — Man

scherzte, man lachte, und der übrige Theil des Tages wurde unter muntern Gesprächen und Erzählungen früherer Ereigniße zugebracht.

Doch schon gieng die Sonne unter, und Herr von Borselen war noch nicht eingetroffen. — Frau von Borselen schien darüber besorgt zu werden, und entfernte sich, um Erkundigungen einzuziehen. Kunz blieb im Garten zurük, — der Ort, an dem ihn Frau von Borselen verlassen hatte, gewährte eine freie Aussicht aufs Feld — ruhig lag vor ihm die große weite Ebene, entfernte Gegenstände wurden immer dunkler, die Schatten der Bäume immer länger — aber von der Stadt her hallte ein dumpfes Getöse, dem entfernten Brausen des Waldstroms gleich. —

Kunz hatte darüber im Stillen seine Betrachtungen. — Vor ihm lag die ruhige Natur, hinter ihm eine geräuschvolle Stadt — ein treffendes Bild menschlicher Verhältniße! —

Zufällig war er an eine Thüre gekommen, welche aufs Feld führte, und die er bereits geöfnet fand. — Er trat hinaus — plözlich sahe er sich von Gewapneten umgeben. — Ehe er sich besinnen, ehe er sein Schwert zur Vertheidigung ziehen konnte, fühlte er sich ergriffen, und mit Gewalt in das ohnfern der Mauer sich hinziehende Gebüsch geführt.

Mehrere Reisige hielten dort; einer von ihnen trat hervor.

„Deutet das nicht falsch, Ritter Kunz!“ — sprach der Mann — „Weder eurem Leben, noch eurer Ehre wird etwas nachtheiliges geschehen.“ —

Aber! rief Kunz —

„Widersprüche können“ erwiederte der Mann, „und Gewalt würde, wie ihr selbst seht, euch hier nichts helfen. — Folgt uns, und am Ende wird sich alles aufklären.“ —

Man

Man führte zugleich ein Pferd vor, auf das man Kunzen, seines Widerstrebens ohngeachtet, hinaufhob. — Die Reisigen nahmen ihn in ihre Mitte, und eilten mit ihm davon. —

Zum Entkommen war keine Möglichkeit — zwei Reisige führten das Pferd, worauf Kunz saß, am Zügel; vor, um und hinter ihm ritten die übrigen — er mußte sich also in sein Schikfal ergeben, — nichts blieb ihm übrig, als im Stillen über diesen allerdings sonderbaren Vorfall nachzudenken. — Zwar suchte er von seinen Begleitern einige Auskunft zu erhalten — aber man antwortete ihm nicht; — er verlangte zu wissen, auf wessen Befehl man ihn als einen Gefangenen behandele? — keine Antwort erfolgte. —

Anfänglich glaubte er, Maximilian habe das alles veranstaltet, und er würde zu ihm geführet werden. Allein schon brach der Mor-

gen

gen an, und die Reise wurde noch immer mit gleicher Behendigkeit fortgesezt. — Auch vermied man sorgfältig durch Flekken und Dörfer zu ziehen — und doch sehnte sich Kunz herzlich nach etwas Ruhe, zumal da er, bei seiner zeitherigen Lebensart, des Reitens ziemlich entwohnt worden war. Er äußerte seinen Wunsch gegen den Mann, der ihn bei seiner Aufhebung zuerst angeredet hatte, und den er, nach allen Umständen zu urtheilen, für den Anführer der übrigen halten mußte. —

„Harret nur noch ein wenig" — antwortete dieser, ohne jedoch das Visir zu öfnen. — Kunz mußte sich dabei beruhigen.

—

Doch bald gelangte man an ein, mitten in einem kleinen Gehölze gelegenes Haus. — Hier wurde angehalten, man schien die Fremden erwartet zu haben, denn alles war zu ihrem Empfang vorgerichtet. —

Jener Mann, den Kunz ganz richtig für den Anführer der übrigen gehalten hatte, führte Kunzen in ein Gemach, wo er eine besezte Tafel, guten Wein, ein Bette, kurz, alles fand, was zu seiner Erquikkung nur immer nöthig war.

„Von diesem allen macht Gebrauch, wie es euch beliebt," sprach der Mann: „doch erlaubt mir, mich jezt in etwas entfernen zu dürfen." —

Zwei Reisige traten, sobald er das Gemach verließ, vor die Thüre. — Zum Entkommen war folglich hier ebenfalls keine Möglichkeit, auch hatte Kunz unter diesen Umständen würklich keine Lust dazu. — Man behandelte ihn ja mit aller Achtung — und der ganze Handel mußte sich doch am Ende aufklären.

Mag's doch gehen wie's immer will! — sprach Kunz, nachdem er den lezten Pokal geleeret

leeret hatte, — und taumelte aufs Bette, wo er sogleich einschlief.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Immer noch tiefes Stillschweigen.

Es war schon ganz dunkel, als man Kunzen aufwekte — unter den vorbemerkten Umständen, unter gleichem Stillschweigen, wurde die Reise bis in die Nacht fortgesezt.

Man hielt endlich an. — Der Anführer und einige Wapner stiegen ab, auch Kunz mußte sein Pferd verlassen. —

„Ritter Kunz! sprach der Anführer — ihr seid ein Mann, fürchtet euch nicht — aber um eurer eignen Sicherheit willen, schweigt, und folgt mir.“ —

Ein

Ein schmaler Weg führte auf eine Brükke. Am Ende derselben war eine hohe Mauer, und ein verschlossenes Pförtchen. — Der Anführer klopfte an, die Thüre öffnete sich, und Kunz gieng mit seinen Begleitern hinein. —

Stillschweigend und in Betrachtung vertief, folgte Kunz durch mehrere enge Gassen, bis an eine Thüre, zu welcher sein Führer den Schlüssel hatte. —

„Gebt mir eure Hand," sprach dieser im Hineintreten, „ihr seyd hier des Weges nicht kundig." — Die Thüre wurde wieder verschlossen, Kunz befand sich mit seinem Führer im Dunkeln alleine. — Endlich gelangte man in ein erleuchtetes Zimmer.

„Hier ist das Ziel eurer Reise, Ritter Kunz!" —

Aber wo bin ich? — bei wem? — und auf wessen Befehl hat man . . . .

Der Mann zukte stillschweigend die Achseln. — „Mir ists nicht verstattet, euch dar-

über Auskunft zu geben. — Verlangt ihr aber sonst etwas, was zu eurer Bequemlichkeit oder . . . . .

Ich glaube hier alles bereits zu finden, erwiederte Kunz, indem er mit flüchtigem Blikke das Gemach durchlief. —

Der Mann entfernte sich. —

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Sonderbar!

Ohngeachtet der Ungewisheit, worinne sich Kunz seiner damaligen Lage wegen noch immer befand, so hatte er doch aus Ermüdung die Nacht sehr ruhig zugebracht. Die Sonne stand schon hoch, als er erwachte. — Schnell verließ er sein Lager und eilte ans Fenster, um aus der ihm vielleicht bekannten Gegend auf den Ort seines gegenwärtigen Aufenthalts schließen zu können. —

Aber auch dieses schlug ihm fehl. — Ein herrlicher Garten lag vor ihm — hohe Bäume begrenzten jedoch die weitere Aussicht — kurz, Alles schien sich vereinigt zu haben, ihn in der Unwissenheit zu erhalten; denn in dem ganzen Garten, den er zum größern Theil übersehen konnte, ließ sich auch nicht ein lebendiges Wesen erblikken. —

Zwei Pagen traten jezt ins Gemach. Einer brachte das Frühstük, der andere trug einen bedekten Korb. Beide neigten sich ehrerbietig vor dem Ritter — aber jede seiner Fragen blieb unbeantwortet.

Nach dem Frühstük wurde aus dem Korbe eine überaus köstliche Kleidung genommen. — Die Pagen kleideten Kunzen an, und entfernten sich alsdann eben so stillschweigend, als sie gekommen waren.

„Sonderbar!“ rief Kunz, und betrachtete sich in seinem neuen Anzuge. — „Ich befinde mich an einem Orte, und weis nicht, wo? — Ich werde mit Gefälligkeiten überhäuft, ohne zu wissen, von wem? Aber“ — sezte er nach einigen Augenblikken bedenklich hinzu — „das fortdauernde Stillschweigen — die verschlossene Thüre! . . . . .

Einer von den Pagen kam zurük: — Herr Ritter! sprach er, man wünscht euch zu sprechen —

„Traun! ein löblicher Wunsch“ — erwiederte Kunz, und folgte dem Pagen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Unerwartete Entdekkungen.

„Seyd uns herzlich willkommen!“ rief Kunzen eine bekannte Stimme entgegen, indem er in ein vor ihm geöfnetes Gemach trat.

Er blikte auf, und Frau von Borselen war's, die ihm mit ofnen Armen entgegen eilte — hinter ihr folgte ihr Gemahl.

Meine Leser werden sich Kunzens Empfindungen in diesem Augenblikke vorstellen können. Er war würklich zu überrascht, als daß er sich sogleich zu fassen vermögend gewesen wäre.

„Ich sahe die Würkung voraus" — hub jezt Herr von Borselen an — „die auf euch, lieber Kunz, die unerwartete Entwiklung nothwendig machen würde, aber ich mußte den Bitten meiner Frau nachgeben. Inzwischen freut mich's herzlich, euch bei uns zu sehen. —

Kunz neigte sich ehrerbietig.

„Uibrigens, lieber Kunz" sezte Herr von Borselen hinzu, indem er Kunzens Hand vertraulich drükte — „beurtheilt uns nicht falsch — geduldet euch nur noch einige Augenblikke, und der Zusammenhang des Ganzen wird uns in euern Augen vollkommen rechtfertigen." —

Er entfernte sich, — Frau von Borselen fuhr fort: „Nochmals herzlich willkommen, lieber Kunz — aber was fehlt euch? — Solltet ihr würklich . . . . . .

Ich bin noch zu sehr überrascht, als daß ich mich sogleich zu sammlen vermöchte. — Wahrhaftig, euch hier zu treffen, war ich mir nicht vermuthend . . . . .

„Kunz! Kunz!“ erwiederte Frau von Borselen lächelnd, — „erinnert ihr euch noch eurer Betheurungen? — Doch kein Wort weiter! — Kommt, folgt mir“ —

Frau von Borselen führte unsern Rosen in ein großes, köstlich verziertes Gemach. Mehrere ihm größtentheils bekannte flandrische Herren waren hier versammlet, — man trat zurük, sobald man ihn erblikte — einige drükten ihm im Vorbeigehen freundschaftlich die Hand.

„Hier

„Hier, lieber Kunz!“ — rief jezt Herr von Borselen, der sich mitten unter ihnen befand. — Kunz wendete sich nach der Seite, — und Erzherzog Philipp lag in seinen Armen. —

Welche neue Uiberraschung für ihn! — Mit inniger hoher Empfindung drükte er den fürstlichen Knaben an sein schlagendes Herz, — mit Liebkosungen überhäufte ihn Philipp. —

Stillschweigend betrachtete die Versammlung diesen rührenden Auftritt. —

„Wir kannten das Wohlwollen des jungen Herzogs gegen euch, Herr Kunz!“ hub endlich der Bischof von Lüttich an —„und dies veranlaßte uns, euch zu seinem künftigen Gesellschafter zu erwählen. — Daß ihr durch Treue und Ergebenheit euch seiner Gnade, und unsers Wohlwollens immer würdiger machen werdet, davon glauben wir schon im Voraus versichert seyn zu dürfen.“

Kunz neigte sich ehrerbietig. — Mehrere Herren traten jezt zu ihm, man wünschte ihm Glük zu seiner glüklichen Ankunft, man scherzte über die Art seiner Reise — über seine während derselben ganz unverkennbaren geäußerten Verlegenheiten — über seine fruchtlos gebliebenen Bemühungen, das tiefe Stillschweigen zu unterbrechen, welches seine Begleiter die ganze Zeit über beobachtet hätten. —

Ja wahrhaftig! erwiederte Kunz, der sich unterdessen wieder völlig gesammlet hatte, ich möchte wohl den Mann kennen, unter dessen Geleitschaft ich hieher gelanget bin. — Traun! eine solche Verschlossenheit findet man in unsern Tagen nicht häufig — und doch dabei so zuvorkommend, so aufmerksam, so verbindlich! — Ich bin dem Manne allerdings viel Dank schuldig, und wenn . . . . .

„Ihr seyd sehr gütig, Herr Ritter!“ unterbrach ihn einer von den jüngsten unter den

übrigen,

übrigen, „und es würde sehr unbillig gewesen seyn, wenn man euch durch zu frühzeitige Entdekkung das Vergnügen einer so angenehmen Uiberraschung hätte rauben wollen.“

Stimme, Gestalt, Alles überzeugte jezt Kunzen, daß er seinen Begleiter in dem jungen Manne wiedergefunden hätte. — Er eilte auf ihn zu, ein kräftiger Handschlag bestätigte das herzliche Wohlwollen, welches sie gegenseitig schon jezt für einander empfanden, und das in der Folge in die innigste Freundschaft übergieng. —

Johann von Trasigny war der Name dieses jungen Mannes. —

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Entführung.

Es war allerdings ein sehr kühnes Unternehmen der flandrischen Stände, sich der Person

des jungen Erzherzogs Philipps und seiner Schwester Margaretha zu bemächtigen, dessen Ausgang, ohngeachtet der dieserhalb mit vieler Vorsicht getroffenen Anstalten, immer noch sehr ungewis gewesen seyn würde, wenn sich Maximilian einige Tage früher der Stadt Brügg versichert, oder sich wenigstens nicht an eben dem Tage aus Brügg entfernt hätte, an welchem die Verbündeten ihr Unternehmen auszuführen beschlossen hatten.

Allein das Glük begünstigte die Flandrer hierbei außerordentlich, niemand ahndete die Gefahr; unvermerkt hatten sich mehrere ihrer Haufen von Gent her gegen Brügg herangezogen. — Mit Einbruch der Nacht sollten die Thore der Stadt besezt, jedem der Ausweg verwehrt werden. — Man wollte dann mit möglichster Stille in die Burg dringen, sich der fürstlichen Kinder bemächtigen, und mit ihnen so schnell als möglich nach Gent eilen. —

Daß Maximilian alle in der Burg befindliche Mannschaft aufbieten, sich ihnen entgegensezzen würde, war zwar voraus zu sehen; allein was konnten diese Wenigen gegen die weit stärkern flandrischen Haufen ausrichten? und zudem war man in der Burg zu gut bekannt, als daß man nicht unter Begünstigung der Nacht auf einen glüklichen Erfolg hätte rechnen sollen.

Doch dieser Plan wurde zum größern Theile sogleich verändert, als die Herren erfuhren, daß Maximilian auf einige Tage Brügg verlassen hatte. Jezt bedurfte es weniger Vorsicht, man konnte überhaupt die ganze Sache früher zur Ausführung bringen.

Maximilians Räthe saßen eben beisammen, um die, am Morgen dieses merkwürdigen Tages angefangenen Berathschlagungen fortzusezzen, als ihnen gemeldet wurde, daß in der

Stadt

Stadt alles in ungewöhnlicher Bewegung sey — das Volk ströme die Gassen auf und nieder — die Zugänge zur Burg wären mit flandrischen Kriegsleuten besezt — mehrere zeigten sich auf den Gassen. —

Erschrokken eilten die Räthe an ein Fenster, wo sie den Burgplaz übersehen konnten — fanden leider alles bestätigt, was sie eben gehört hatten — Tausende drängten sich nach der Burg — Bürger und Kriegsleute, Männer und Weiber, jung und alt — alle Einwohner der Stadt schienen sich hier versammlet zu haben.

Ein schneller Entschluß war dringend nöthig, — aber man wußte ja nicht, welchen man fassen, was man rathen sollte — das Begehren des Haufens war noch völlig unbekannt — der Lärm zu groß, als daß man hätte verstehen können, was der tosende, sich immer näher an die Burg herandrängende Haufe eigentlich

gentlich wollte. — Sich unter die Menge selbst zu wagen, schien jedem bedenklich, und würde, wie man unter diesen Umständen leicht einsehen konnte, ganz ohne Nuzzen gewesen seyn. —

Mit ängstlicher Hast trat jezt ein Page in das Gemach. —

„Edle Herren, — Herr von Borselen verlangt mit euch sogleich zu sprechen.“ —

Herr von Borselen folgte dem Pagen auf dem Fuße nach.

„Meine Gegenwart hier, unter diesen Umständen, wird euch gewis eben so überraschen,“ hub er an, „als alles, was ihr so eben gesehen und gehört habt. — Jezt ist's nicht Zeit, euch darüber weitläuftige Erläuterungen mitzutheilen — nur eins muß ich, um allen Misverständnissen zu begegnen, hinzusezzen. — Ein Geist beseelt mich, und alle, die ihr hier vor euch seht — der Geist der unwandelbarsten Treue gegen unsern rechtmäsigen gebornen Fürsten, Herrn Herzog Philipp von Flandern. — Dies

ist der Gesichtspunkt, aus welchem unsere früher geäußerten, oft wiederholten, aber allemal zurückgewiesenen Wünsche, ihn auf immer bei uns zu haben, lediglich hätten beurtheilt werden sollen. — Ihn länger in seinen zeitherigen Verhältnissen zu lassen, würde unverzeihlich gewesen seyn, würde uns den gerechten Vorwurf der äussersten Pflichtvergessenheit zugezogen haben. — Der Himmel hat unser Unternehmen begünstigt. Jezt, da ich mit euch rede, ist Herzog Philipp und seine Schwester schon außer den Mauern dieser Stadt, er . . . . . .

Wie? Was? — riefen die Räthe —

„Umsonst würden jezt alle eure Bemühungen seyn, sie wieder zurükzubringen."

Aber euch! — wahrscheinlich den Anführer dieser Aufrührer, unterbrach ihn Graf Romond — euch hier zu behalten, und zur gerechten Strafe . . . . .

„Gewönne die gute Sache dadurch etwas," erwiederte Herr von Borselen schnell — „könnte

ich dadurch den Thron meines Herzogs fester begründen, ich bliebe freiwillig hier. — Aber wagts nicht!" — sezte er mit Würde hinzu, „euch an mir zu vergreifen. Tausende sind zu meiner Vertheidigung bereit, und euer Untergang wäre gewis. — Doch davon kann — davon soll" — fuhr er mit Nachdruk fort — „jezt nicht die Rede seyn! Was ich zu sagen hatte, — hab' ich euch eröfnet. — Gehabt euch wohl."

Erstaunt sahen die Räthe dem Hinweggehenden nach — tiefe Stille herrschte im Gemach — bestürzt sah einer den andern an —

Ein lautes Freudengeschrei zog sie ans Fenster. Herr von Borselen ritt, umgeben von einer Menge Reisigen, über den Plaz vor der Burg — die dichten Reihen des Volks öfneten sich vor ihm. —

„Heil

„Heil unserm Herzog Philipp — Heil den Vätern unsers Volks!“ — ertönte von allen Seiten.

Dreißigstes Kapitel.

Erläuterungen über vorerzählte Begebenheiten.

Graf Romonds Bemerkung, daß der Herr von Borselen das Haupt der Verbündeten seyn möchte, war sehr richtig. — Er hatte zuerst den Vorschlag gethan, sich der fürstlichen Kinder zu bemächtigen; das ganze Unternehmen wurde nach seinem Plane, unter seiner Anleitung, ausgeführt.

So hatte man auch auf seinen Rath Kunzens Aufhebung beschlossen, und meine Leser werden nunmehr den Zusammenhang dieser Begebenheiten deutlicher und besser als vorher

über-

übersehen können, und die Gründe leicht finden, warum Frau von Borselen Kunzen, auf den Nachmittag zu ihr zu kommen, wiederholt ersuchte — warum sie, den Abend im Garten zuzubringen, den Vorschlag that. — Dort war man außerhalb der Stadt, folglich konnte Kunz von dem vorbemerkten Auflaufe nichts erfahren. — Uiberdem hatte sie ihn schon zur Vesperzeit zu sich beschieden, und eine Stunde später sollte, das wußte sie, das Unternehmen erst ausgeführt werden. Bis dahin gieng, dem Plane gemäß, alles in der Stadt seinen gewöhnlichen Gang.

Mit unserm Rosen hatte der Herr von Borselen seine besondern Absichten. Der junge Philipp war noch zu jung, um ihn mit ernsthaften Dingen beschäftigen zu können, aber auch schon aus den Jahren, wo er lediglich unter weiblicher Aufsicht bleiben dürfte. Uiberdem war Frau Brigitte, wie auch meine Leser bereits

reits wissen, am wenigsten fähig, einem jungen Prinzen die erste Erziehung zu geben; Kunz hingegen besaß, so weit ihn Herr von Borselen kannte, — hierzu die erforderlichen Eigenschaften. — Er war munter, unterhaltend, verständig, kannte die Welt, und war doch selbst ein biederer Mann. Daß der junge Erzherzog ihn herzlich liebte, und daß dieser von Kunzen eben so herzlich wieder geliebt wurde, bedurfte weiter keiner Bestätigung.

Freilich war Kunz Maximilians getreuester Anhänger, und von dieser Seite genommen, schien es gewissermaaßen bedenklich, den jungen Herzog seiner besondern Aufsicht anzuvertrauen. Allein dawider ließen sich doch mehrere behufige Gegenvorkehrungen treffen; zudem sollte ja Philipp beständig unter den Augen seiner Vormünder bleiben; jeder Versuch, ihn zu seinem Vater zurük zu bringen, konnte folglich sogleich entdekt, vereitelt werden, —

und

und das war doch im Grunde das Einzige, was man bei Kunzens Ernennung zu Philipps Erzieher etwa zu besorgen haben könnte. —

Einunddreißigstes Kapitel.

Herr Wolfert von Borselen.

Dem Herrn von Borselen lag es würklich sehr am Herzen, daß Philipp zu einem guten, löblichen Regenten gebildet werden möchte. — Eben um deswillen, und weil er fest überzeugt war, daß Maximilian in seiner verwikkelten Lage nicht die gehörige Aufmerksamkeit auf die Erziehung seines Sohnes wenden würde, hatte er gleich nach Mariens Tode auf Philipps Entfernung von seinem Vater angetragen.

So war er auch blos aus Ueberzeugung, nur um Philipps, auf jenen, in einem der vorigen Aschnitte, bereits angeführten Ehever-

trag, sich gründende Gerechtsame zu unterstüzzen, übrigens aber ohne alle Privatabsichten, dem Bunde der übrigen flandrischen Herren beigetreten. — Dabei blieb jedoch seine persönliche Achtung gegen Maximilianen immer die nämliche, er ließ seinen treflichen Eigenschaften völlige Gerechtigkeit widerfahren — sprach nie, selbst in den Versammlungen der Stände, ohne die gebührende Ehrerbietung von ihm, — aber bei alle dem beobachtete keiner Maximilianen genauer, keiner wachte sorgfältiger über Herzog Philipps Gerechtsame, keiner vertheidigte eifriger die Freiheiten der flandrischen Stände, als eben der Herr von Borselen.

Er war ein seltner großer Mann! — eben so vorzüglich wegen der Treflichkeit seines Verstandes, als liebenswürdig wegen der Güte seines Herzens. —

Was hätte nicht aus Philippen werden können, wenn er sich nach diesem großen Muster gebildet hätte!

Aber leider war Philipps Erziehung dem Herrn von Borselen nicht so ausschließend überlassen, als es dieser selbst wünschte, und als es um der guten Sache willen nöthig gewesen wäre.

Die flandrischen Stände hatten gleich nach Mariens Tode für die beiden fürstlichen Kinder vier Vormünder bestellt, denen die Erziehung derselben, und in Philipps Namen die Regierung des Landes übertragen wurde. Einer von diesen Vormündern war unser Herr von Borselen: die drey übrigen, Philipp von Kleve, Herr von Ravenstein — Philipp von Burgund, Herr von Beveren, und der Bischof von Lüttich, Ludwig von Bourbon.

Da sich in der Folge von diesen Herren zu reden noch öfters Gelegenheit finden wird, so bemerken wir hier blos, daß der Herr von Borselen mit des Bischofs Erwählung zum Vormunde nicht zufrieden war — Ludwigs Heftigkeit und Stolz war zu bekannt, als daß man nicht eines Theils, bei der gemeinschaftlichen Regimentsführung, unangenehmen Auftritten hätte entgegen sehen sollen — andern Theils war aus dem nämlichen Grunde zu besorgen, daß er sich in Philipps Erziehung zu sehr mischen, und so die Ausführung des dieserhalb entworfenen Plans erschweren würde. —

Gleichwohl konnte Ludwig, als Herzog Philipps nächster Anverwandter, bei der Wahl der Vormünder nicht füglich übergangen werden. Sein Stolz würde außerdem zu sehr beleidigt, und dann bei seiner bekannten Heftigkeit von ihm alles zu fürchten gewesen seyn. —

Bald nöthigten jedoch innere in Lüttich ausgebrochene Unruhen den Bischof, in sein Bisthum zurükzukehren, und sein unmittelbarer Einfluß in die flandrischen Regimentsangelegenheiten sowohl, als in Philipps Erziehung, hörte dadurch auf; aber die nachtheiligen Folgen, welche sein, obschon kurzer Aufenthalt in Gent, in Rükficht Philipps verursacht hatte, wurden, wie meine Leser weiter unten bemerken werden, erst in der Folge spürbar.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Kunz richtet sich nach den Umständen.

Kunzens gegenwärtige Verhältnisse waren von seinen vormaligen durchaus verschieden. — An Maximilians Hoflager bekleidete er eine Stelle, die ihm mit möglichster Freiheit zu handeln erlaubte; hier hingegen, als Gesellschafter des jungen Herzogs, oder vielmehr

als sein Aufseher, Erzieher, mußte er schon sorgfältiger jede seiner Aeußerungen prüfen, und durfte, wenigstens nicht vom Anfange an, sich seinen muntern Launen so gänzlich überlassen, als er zeither immer gewohnt gewesen war.

Man wunderte sich daher nicht wenig, als man in Kunzen das ganz und gar nicht fand, was man doch so zuversichtlich von ihm erwartet hatte. — Die mehresten kannten ihn nur unter dem Namen des Freudenmachers, hatten von seinen muntern Launen, von seinen wizzigen Einfällen, von seiner treflichen Gabe der Unterhaltung so viel gehört, hatten schon im Voraus darauf gerechnet, daß nunmehr auch in ihren Zirkeln durch ihn alles belebt und zur Fröhlichkeit umgestimmt werden würde. — Und gleichwohl bemerkte man an Kunzen von alle dem fast gar nichts. — Er war zwar höflich und artig gegen jeden, verstand

auch sehr gut das Gespräch zu unterhalten, aber sein Betragen war übrigens so gesezt und ernsthaft, daß mehrere würklich zu zweifeln anfiengen, ob Ritter Kunz mit dem bekannten Kurz von der Rosen eine und die nämliche Person seyn möchte.

Kunz hatte eines Theils hierbei die Absicht, sich vor den Zudringlichkeiten gewisser junger Herren zu sichern, die sich, besonders in den ersten Tagen seines Aufenthalts in Gent, fast immer an ihn gedrängt, und ihn mit ihrem unreifen Wizze und nichtsbedeutenden Geschwäzze herzlich ermüdet hatten. Andern Theils aber machte ihn auch der Gedanke, was sein lieber gnädiger Herr Erzherzog unter diesen Umständen von ihm urtheilen, und ob er ihn nicht vielleicht in dem Verdacht haben möchte, als hätte er die Entführung der beiden fürstlichen Kinder mit befördern helfen, würklich unruhig. — Doch über dieses lez-

tere beruhigte er sich am Ende, die Zeit würde, müßte das alles aufklären, und ihn bei seinem gnädigen Herrn vollkommen rechtfertigen; auch war es ihm nicht unwahrscheinlich, daß er selbst in seinen gegenwärtigen Verhältnissen, Maximilianen auf verschiedene Weise zu dienen, mehrere Gelegenheiten finden würde.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Jede Sache hat zwei Seiten.

Die flandrischen Stände waren unter andern mit Maximilianen auch darüber unzufrieden, daß er seine Kinder nicht mit dem Anstande erzogen hätte, welcher ihnen, und besonders dem jungen Herzog Philipp, als gebornem Landesherrn und künftigem Regenten, doch allerdings gebührte.

Man hatte daher für die beiden fürstlichen Kinder einen völligen Hofstaat in Gent eingerichtet, die Hofämter bestellt, Kammerherren und Pagen angenommen. Auch für ihre Unterweisung war gesorgt worden. — Der junge Philipp sollte in allen Theilen der Wissenschaften unterrichtet werden, damit sein Vater auch nicht die entfernteste Ursache haben möchte, den Vormündern einigen Vorwurf der Erziehung wegen zu machen.

Damit war jedoch der Herr von Borselen gar nicht zufrieden. „Man lasse“ — sagte er in der Versammlung — „den fürstlichen Knaben erst heranwachsen, ehe man ihn mit Wissenschaften beschäftigt. — Sein Körper werde erst stark, er lerne erst seine Kräfte kennen, brauchen, ehe man seinen Geist anstrengt. — Und überhaupt nicht zum hochgelahrten Meister der sieben freien Künste — zum treflichen löblichen Regenten, zum tapfern

Heer-

Heerführer ihn zu bilden, das sey unsere Absicht, das sey das Ziel aller unserer Bemühungen!" —

Der Herr von Ravenstein, der Herr von Beveren, zween eben so einsichtsvolle als tapfere, und allgemein dafür erkannte Männer, stimmten ihm völlig bei, unterstüzten mit mehrern Gründen seine Meinung. Nur Bischof Ludwig war dawider: Man könne nicht zu früh den Geist an's Nachdenken gewöhnen — ohne Kenntnisse könne kein Fürst löblich und gut regieren. — Sonst möchte wohl alles auf Tapferkeit angekommen seyn, aber man solle doch selbst aus der gegenwärtigen Lage der Sachen abnehmen, ob das noch immer der Fall sey? — Daß Erzherzog Maximilian ein gar tapferer Held sey, könne niemand leugnen, und gleichwohl hätte er dem weniger tapfern, aber weit schlauern, in Welthändeln erfahrnern König Ludwig von Frankreich fast immer

weichen

weichen müssen. — Er wolle übrigens gar nicht, daß der junge Herzog hochgelahrt werden sollte; nur müsse man ihn, seinem Bedünken nach, schon jezt, da er noch zu ritterlichen Uibungen zu jung und schwach wäre, mit den Wissenschaften bekannt machen, weil nachher wenige Zeit zu deren Erlernung übrig bleiben würde. —

Die in der Versammlung gegenwärtigen geistlichen Herren traten auf Bischof Ludwigs Seite, — der Herr von Borselen wurde überstimmt, und Adrian von Clermont, ein Canonikus von Gent, zum Lehrer des jungen Herzogs bestellt.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Adrian von Clermont.

Daß ein geistlicher Herr zum Lehrer des jungen Prinzen bestellt wurde, wird meinen Lesern nicht auffallen. Die Wissenschaften befanden

sich

sich damals noch immer ausschließend in ihren Händen, und es war in jenen Zeiten allerdings eine Seltenheit, wenn ein Laye schreiben und lesen konnte. — Ob hierbei, im Ganzen genommen, die Wissenschaften nicht mehr verloren als gewonnen haben? ist eine bekannte, schon mehrmalen erörterte, und beinahe allgemein, nicht zum Vortheil des geistlichen Standes beantwortete Frage, und wir bemerken daher hierbei nur so viel, daß eben diese ausschließende von der Geistlichkeit usurpirte Befugniß, Wissenschaften zu treiben, ohnstreitig als die größte Stüzze ihrer damaligen Macht angesehen werden muß, daß die geistlichen Herren eben dadurch die unumschränkteste Gewalt über den Verstand, und folglich auch über den Willen der übrigen Menschen erhielten, und daß ihre Despotie nur dann erst eingeschränkt, ihre Macht vermindert werden konnte, als in der Folge der Zeit sich Layen mit den Wissenschaften gleichfalls zu beschäftigen anfiengen.

Adrian von Clermont zeichnete sich jedoch durch sein Betragen unter seinen geistlichen Brüdern auf eine sehr vortheilhafte Weise aus. Bei einer Menge von Kenntnissen bemerkte man an ihm nicht die geringste Spur von Pedanterie, oder Stolz — er war vielmehr zuvorkommend, freundlich, gefällig, und besaß dabei das seltene Talent, die interessantesten Sachen ohne alle Prätension zu sagen. — Wenn einmal ein geistlicher Herr der Lehrer des jungen Herzogs werden sollte, so verdiente gewis Herr Adrian aus diesen Gründen auf alle Fälle den Vorzug.

Von einer andern Seite betrachtet, erregte hingegen seine Ernennung zum Lehrer des Prinzen eine Menge sehr wichtiger Bedenklichkeiten.— Herr Adrian war zwar jezt Canonikus in Gent; allein nur erst seit wenigen Jahren hier angestellt, vorher in Paris gewesen, und so viel man aus mehrern Umständen schließen konnte,

von Jugend auf dort erzogen worden. — Bei den gegenwärtigen politischen Verhältnissen schien es daher wohl nicht rathsam, einen Mann zum Lehrer des Prinzen zu bestellen, der höchstwahrscheinlich mit mehreren Herren in Paris sich noch immer in Verbindung befand, — dessen ganzes Betragen nur zu deutlich zeigte, daß er sich den Geist der französischen Nation, während seines Aufenthalts in Paris, ganz eigen gemacht hatte, und von dem man, wo nicht mit Gewisheit, doch wenigstens mit vieler Wahrscheinlichkeit besorgen mußte, daß seine Anhänglichkeit an Frankreich noch immer sehr groß seyn möchte.

Gleichwohl mußte man sich Adrians Ernennung zum Lehrer gefallen lassen. Man würde den Bischof außerdem zu sehr beleidiget haben; er hatte ihn zu dieser Stelle in Vorschlag gebracht, und überdem war Adrian von Clermont, wie man allgemein wußte, einer von Ludwigs natürlichen Söhnen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Friede zu Arras.

Wir haben schon oben bemerkt, daß sich Gent unter den übrigen flandrischen Städten, durch übertriebene Liebe zur Freiheit und durch den Übermuth und Troz seiner Bürger, besonders auszeichnete. Jezt, da sich die fürstlichen Kinder in ihren Mauern befanden, stieg ihr Stolz und ihre Herrschsucht bis auf den höchsten Grad. — Sie erklärten geradezu, daß sie auf keinen Fall die Fortsezzung des Kriegs wider Frankreich geschehen lassen, noch weniger, zur Bestreitung der Kriegskosten, nur den geringsten Beitrag fernerhin geben würden — sie verlangten, daß jene, schon bei Mariens Lebzeiten von ihnen in Vorschlag gebrachte Verbindung der Prinzessin Margarethe mit dem Dauphin von Frankreich nunmehr vollzogen, mit König Ludwigen Friede gemacht werden sollte — und

stellten den Vormündern anheim, ob sie dieserhalb mit Frankreich die bereits angefangenen, zeither schläfrig betriebenen Unterhandlungen weiter fortsezzen wollten? außerdem sie selbst, ohne Mitwürkung der Vormünder die Sache zum Ende zu bringen, fest entschlossen wären. —

Diese bestimmte Erklärung der Genter, mit denen sich Ypern und Brügg vereinigt hatten, nöthigte die flandrischen Stände, die Friedensunterhandlungen mit Frankreich wiederum anzufangen, und diejenigen Bedingungen nicht blos zu genehmigen, welche König Ludwig selbst vorgeschrieben, sondern ihm sogar mehr zuzugestehen, als er anfänglich verlangt hatte.

Eine Hauptbedingung bei diesem Frieden war, wie schon oben bemerkt worden, die Verbindung der jungen Prinzessin Margaretha mit dem Dauphin. Margaretha war damals ohn-

gefehr drei Jahr alt; der Dauphin stand bereits im zwölften. Dieser große Unterschied des Alters erregte allerdings sowohl bei Maximilianen, als bei verschiedenen flandrischen Herren, wider diese Verbindung mehrere Bedenklichkeiten, zumal da König Ludwig darauf bestand, daß die Prinzessin bis zu Vollziehung der Heirath an seinem Hofe erzogen werden sollte. Gleichwohl mußte man ihm auch hierinne nachgeben. — Die übrigen niederländischen Provinzen waren des Krieges ebenfalls herzlich müde, und ihre Erklärung, daß sie den Erzherzog Maximilian zwar zu Eingehung der Friedensbedingungen nicht nöthigen wollten, dagegen aber zu Fortsezzung des Kriegs fernerweit einigen Beitrag nicht geben würden, und es ihm daher lediglich überlassen müßten, ob er auf seine eignen Kosten den Krieg weiter fortsezzen, oder gegenwärtig mit ihnen gemeinschaftlich die Hand zum Frieden bieten wollte, nöthigten am Ende den Erzherzog, mit

König Ludwigen den bekannten Frieden zu Arras zu schließen, bei welchem unter andern mit festgesezt wurde, daß weder der König von Frankreich, noch der Dauphin, noch der Erzherzog Maximilian sich der Vormundschaft über den jungen Herzog Philipp anmaaßen, sondern selbige in dem Stande, wie sie eben wäre, folglich den Händen der flandrischen Stände gelassen werden sollte.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Niederländische Politik.

Meine Leser werden sich allerdings wundern, daß, außer den flandrischen Ständen, auch die übrigen niederländischen Provinzen auf der Abschließung eines sowohl für Maximilianen als für sie selbst so nachtheiligen Friedens bestehen, und König Ludwigen nicht nur alles, was er verlangte, bewilligen, sondern sogar noch mehr

zuge-

zugestehen konnten, als er selbst vom Anfange an sich ausbedungen hatte, zumal da, wie bereits in einem der vorhergehenden Abschnitte bemerkt worden ist, gleich nach Mariens Tode verschiedene niederländische Provinzen den Erzherzog als Vormund seiner beiden Kinder, als Regenten der Länder anerkannt, auch ihm den Eid der Treue geschworen hatten.

Allein eines Theils sehnten sich sämmtliche Provinzen nach Ruhe, und andern Theils war bei ihnen die Besorgniß, daß, selbst auf den Fall, wenn Maximilian den Krieg auf das glüklichste beendigen, und dem König von Frankreich alles das wieder entreißen sollte, was dieser durch die Gewalt der Waffen an sich gebracht hatte, es ihnen doch unmittelbar keinen Vortheil bringen, sondern blos Maximilians Macht und Gewalt vergrößert, und er eben dadurch um so mehr in Stand gesezt werden würde, sich ihren auf Befestigung und

Vermehrung ihrer Freiheiten abzwekkenden Plänen zu wiedersezzen, viel zu lebhaft, als daß sie nicht, selbst mit einigem Verluste sich auf diese Weise Sicherheit für die Zukunft zu erkaufen, hätten für nöthig finden sollen.

Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß der Friede zu Arras nie, wenigstens nicht unter so nachtheiligen Bedingungen, zu Stande gekommen seyn würde, wenn nicht König Ludwig dem, ohnehin schon Statt findenden Mistrauen der Niederländer gegen Maximilianen unter der Hand noch mehrere Nahrung zu geben sich eifrigst hätte angelegen seyn lassen. Jeder Vorschlag des Erzherzogs schien daher, er mochte so heilsam seyn als er immer wollte, bedenklich — in jedem glaubte man neue Beweise von seinen Bemühungen, sich die alleinige unumschränkte Oberherrschaft zu verschaffen, zu finden — jeder wurde daher ohne weitere Prüfung verworfen, und, um sich ganz sicher zu sezzen,

wurden gemeiniglich solche Beschlüsse gefaßt, welche den Wünschen des Erzherzogs gerade entgegen liefen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Kunz äußert seine Bedenklichkeiten.

„Also glaubt ihr würklich, daß die Verbindung der Prinzessin mit dem Dauphin den großen allgemein behaupteten Vortheil gewähren wird?“

So viel ich davon einsehen kann, erwiederte Herr von Trasigny — sollt ich's wohl meynen. Wenigstens bekommen wir doch Friede, und der . . . —

„Wird unverbrüchlich gehalten werden? Nicht?“ — unterbrach ihn Kunz.

Und warum nicht? — Wir wünschen ihn, und folglich wird von unserer Seite gewiß

keine neue Veranlassung zu Feindseligkeiten gegeben werden. Und gesezt, das sollte auch in der Folge möglich seyn, so ist's doch nicht wahrscheinlich, da Margarethe in Paris seyn wird, und .....

„Von der Seite habt ihr vollkommen recht — aber was wird König Ludwigen abhalten, sein Wort zu brechen, sobald es sein Vortheil erheischt? " —

Ihr seyd auch würklich zu mistrauisch. — Und zudem sehe ich gar nicht ein, was den König zu einem neuen Friedensbruch veranlassen sollte. Bekömmt er nicht alles, was er wünscht? — erhält er nicht mehr, als was er verlangt hat? —

„Sehr richtig — aber wer bürgt euch denn, daß er nicht noch mehr verlangen wird? Rechtfertiget nicht sein voriges Benehmen ge-

gen meinen gnädigen Herrn, den Erzherzog, meine gegenwärtigen Besorgnisse?" —

Damals war's auch etwas anders.

„Und lassen nicht die Mittel, deren er zu Erreichung seiner Absichten sich gegenwärtig bedient, ähnliche Ereignisse in der Zukunft mit vieler Gewisheit voraussehen?" —

Ich versteh' euch da nicht ganz.

„Solltet ihr mit der wahren Lage der Sachen so ganz unbekannt seyn?"

Ihr habt mehrere Gelegenheit, euch von dem Zusammenhange der gegenwärtigen Begebenheiten zu unterrichten; aber ich sollte doch glauben, daß König Ludwig hierbei den gewöhnlichen Weg gewählt, und .....

„Ja wohl seinen gewöhnlichen Weg! — Heimliche Praktiken — Vorspiegelungen — Versprechungen — Verstellung, — ganz so, wie nach Herzog Karls Tode, — ganz so, wie damals,

mals, als der unglükliche Hugonet und Imbercourt durch ihn als Opfer ihrer Leichtgläubigkeit fielen, — ganz so, wie nach der Schlacht bei Guinegate, wo er ebenfalls durch Versprechungen den Erzherzog hintergieng, und während des Stillstandes neue Unruhen in den Niederlanden erregte!" —

„Und durch wen bewirkte Ludwig dieses alles?" — fuhr Kunz nach einigem Stillschweigen fort — „Waren es nicht damals Willhelm Rinn, Daniel Dereden, Hanns Koppenolle, welche den Geist des Aufruhrs überall zu verbreiten suchten? — Führten sie nicht im Namen der Genter das Wort, als Maria dem Dauphin ihre Hand geben sollte? — Entstand nicht nachher wider Hanns Koppenollen der Verdacht, daß er die Gelderer zur Empörung angereizt hätte?" —

Alles wahr! — aber ich sehe immer noch

„Und nun, Herr von Trasigny, sagt selbst — wer steht jezt an der Spizze der unruhigen Genter? — Durch wen erklärten sie, daß, wenn die Vormünder mit Frankreich nicht Frieden schließen wollten, sie selbst die Unterhandlungen wieder anfangen würden? — Wer drang in ihrem Namen darauf, Gesandten nach Frankreich abgehen zu lassen? — Wer zog indessen nach Holland, Seeland und in die übrigen Provinzen? — Kurz, wer beförderte König Ludwigs Absichten nach allen Kräften? — Sind es nicht jezt die nämlichen, welche ehedem für Frankreich . . . . .

Aber die Vormünder sollten . . . .

„Sich ihren Einwirkungen widersezzen? Nicht?“ —

Allerdings! —

„Was könnte das unter den gegenwärtigen Verhältnissen helfen? — Jeder Versuch, das

das Ansehen dieser drei Männer einzuschränken, würde von ihnen als ein Eingriff in die Rechte des Volks selbst erklärt werden. — Ein Aufruhr wäre dann gewis! — Man würde die Vormünder von dem Regiment entfernen; in wessen Hände käme dann die Regierung? — was würde aus dem jungen Philipp werden?" —

Leider! leider! —

„Wie glüklich könntet ihr seyn, wenn ihr meinem gnädigen Herrn treu geblieben wäret!" —

Aber des Erzherzogs Absichten . . . .

„Sind redlich!" —

Achtunddreißigstes Kapitel.

Hanns Koppenolle.

Da die drey Männer, welcher Kunz gegen seinen Freund Trasigny eben nicht auf die

rühmlichste Weise erwähnte, in die gegenwärtigen Begebenheiten einen sehr wichtigen Einfluß haben, so sind wir allerdings schuldig, unsern Lesern über dieses theure Kleeblatt einige nähere Erläuterungen mitzutheilen.

Hanns Koppenolle, der einzige Sohn eines Yperschen Bürgers, erhielt nach dem Tode seines Vaters ein zwar mäßiges, aber doch immer hinreichendes Erbgut, um auf eine anständige Weise von selbigem leben zu können. Allein in Kurzem war sein Vermögen verpraßt, vergeudet, und er sahe sich in die Nothwendigkeit versezt, entweder bei andern um Unterstüzzung zu bitten, oder, wozu er am wenigsten Lust hatte, sich durch Arbeiten Unterhalt zu verschaffen, den er auch gewis, wenn er nur gewollt hätte, auf eine oder die andere Weise in seiner Vaterstadt gefunden haben würde, wenn ihn nicht der Gedanke, an dem Orte, wo er vordem ganz von sich abgehangen, ganz

 nach

nach seinen Einfällen und Launen gelebt hatte, nunmehr sich nach andern richten, und folglich auf eine von seiner zeitherigen Lebensart durchaus verschiedene Weise sich betragen zu zu müssen, unausstehlich gewesen wäre.

Gleichwohl erforderte die dringende Nothwendigkeit, einen Entschluß zu fassen, dessen Befolgung ihn vor dem äußersten Elend schüzzen konnte. — Glüklicherweise warb eben damals Herzog Karl von Burgund zu seinem Heerzuge gegen die Schweizer mehrere Kriegsvölker an, und Koppenolle ergriff diese Gelegenheit, um sich unter einem schiklichen Vorwand aus seiner Vaterstadt entfernen zu können. — Zwar mußte er vom Anfange an als gemeiner Soldat dienen, und das that denn freilich dem weichlich gewöhnten, mit jeder Art des sinnlichen Genusses bekannten Koppenolle sehr wehe; allein er hatte doch die Uiberzeugung von der Nothwendigkeit, das alles jezt ertragen

zu

zu müssen, und wenigstens dem Scheine nach gern und willig ertragen zu müssen, wenn anders die bei Annahme der Kriegsdienste gefaßte, und durch nähere Bekanntschaft mit seinen Gefährten sich bereits bestätigte Hoffnung, daß er auf diesem Wege wiederum zu einer bessern Lage gelangen würde, nicht unerfüllt bleiben sollte. —

Es gelang ihm auch wirklich, durch seine allerdings vorzüglichen Fähigkeiten, und durch die sorgfältige Beobachtung seiner Obliegenheiten, gewissermaaßen auch durch seine persönliche Tapferkeit, sich unter den übrigen mit ihm in gleichen Verhältnissen sich befindenden Kriegsleuten auf eine vortheilhafte Weise auszuzeichnen, und dadurch die Heerführer auf sich aufmerksam zu machen.

Ein glüklicher Umstand machte ihn dem Herzog selbst bekannt. — Der Anschlag, Gran-

son mit List einzunehmen, sollte durch Freiwil-
lige ausgeführt werden. Koppenolle war ei-
ner der ersten, der sich dazu mit angab, und
das Glük begünstigte ihn bei der Ausführung
des ihm von dem Anführer hierbei ertheilten
Auftrags auf die auszeichnendeste Weise; ihm
gelang es, den Befehlshaber dieser Veste,
Brandolfen von Stein, nicht nur gefangen zu
nehmen, sondern auch lebendig in das bur-
gundische Lager zu bringen.

Sein Glük war nunmehr gemacht. Karl
erhob ihn sogleich zum Anführer eines Hau-
fens, bediente sich seiner bei den wichtigsten
Unternehmungen, und schenkte ihm seitdem
sein besonderes Zutrauen. Dies vermehrte sich
noch, nach der Schlacht bei Murten, da das
burgundische Heer geschlagen wurde, und der
Herzog selbst in die äußerste Gefahr gerieth,
von der nachsezzenden feindlichen Reuterei
ergriffen zu werden. — Nur durch Koppenol-

lens Tapferkeit, und durch seine klugen Maaßregeln, entgieng damals der Herzog, der Gefangenschaft.

So wenig auch immer Herzog Karl irgend jemanden in der Welt verbindlich seyn wollte, so erkannte er doch jezt, wie viel er Koppenollen schuldig war. Er beschenkte ihn auf eine in Verhältniß seiner damaligen Finanzumstände allerdings außerordentliche Weise, und übertrug ihm zugleich das Amt eines Oberfeldzeugmeisters, da der vorige in jener Schlacht geblieben war.

Hätte Karl an jenem für ihn so unglüklichen 5ten Jänner des 1477sten Jahrs den Warnungen seiner erfahrnen Kriegsobersten Gehör gegeben, und, statt mit seinem schwachen, und überdem durch die langwierige und beschwerliche Belagerung von Nancy ganz abgematteten Heere ein Treffen zu wagen, sich in

seinem Lager vielmehr wider die unter den Fahnen des Herzogs von Lothringen heranrükkenden Kriegsvölker lediglich zu vertheidigen gesucht; seine Ehre, sein Leben, das Leben so vieler Tausende, würde nicht verloren gewesen seyn. —

Aber Karl blieb taub bei den Warnungen, bei den Vorstellungen, bei den Bitten seiner Heerführer. — Umsonst stellte ihm noch in der Nacht vor jenem merkwürdigen Tage Koppenolle die Gefahr vor, in die er sich und das ganze Heer sezzen würde, wenn er es mit dem ausgeruhten, und durch die beiden Siege bei Granson und Murten noch muthiger gemachten Feinde sogleich aufnehmen wollte; umsonst bat er ihn, nur diesmal von seinem Entschlusse abzugehen, das Heer wenigstens einen Tag später dem Feinde entgegen zu führen, lieber durch einem geschikten Rükzug sich von dem Feinde zu entfernen; umsonst

machte

machte er ihn auf Herzog Renats allgemein bekanntes Kriegsglük, und seine treflichen Eigenschaften als Heerführer aufmerksam.

„Als mir Gott helfe!“ erwiederte Karl voll Unwillen, — „eher fecht' ich allein, als daß ich vor diesem Knaben mich flüchte, — ihr seyd alle Lothringer!“ —

Koppenolle schwieg, und Karl ertheilte sogleich den Befehl, aus dem Lager zu rükken.

Neununddreißigstes Kapitel.

Fernere Geschichte dieses Mannes.

Die Schlacht bei Nancy erfolgte, das burgundische Heer wurde geschlagen, und Karl verlor auf der Flucht das Leben.

Tapfer stritten zwar die Burgunder, schrekliche Wirkung that das Geschüz unter den Eid-

genossen, vortheilhaft war die Stellung, welche Karl für sein Heer gewählt hatte. — Aber mit Wuth stürzten die Schweizer auf das burgundische Fußvolk; dreimal schlug man sie zurük, dreimal rükten sie von neuem an, drangen endlich in selbiges ein, warfen es über den Haufen, — die Flucht wurde allgemein, die Reuterei folgte. —

Und in dem nämlichen Augenblikke schlug die Flamme aus dem burgundischen Lager hoch empor: — die Besazzung von Nancy hatte während dem Treffen einen Ausfall gethan, das Lager in Brand gestekt. — Welche neue Verwirrung! — wohin sollte man sich ziehen? — wo sollte man sich wieder sammlen? — Eine völlige Niederlage erfolgte, mehr als achttausend Burgunder wurden erschlagen. —

Erst, als alles verloren, als das burgundische Heer schon völlig zerstreut war, dachte

Koppenolle auf seine eigene Sicherheit. — Um unerkannt zu seyn, warf er alles von sich, was ihn verrathen, wenigstens von einem gemeinen Krieger unterscheiden konnte. — Gehüllt in das Gewand eines erschlagenen Söldners, der neben ihm gefallen war, schlich er sich, begünstigt von der Nacht, zwischen dem Haufen der noch überall umherschwärmenden, theils Beute machenden, theils von der Verfolgung der Feinde zurükkommenden lothringischen Völker hindurch, und gelangte endlich, nach vielen Mühseligkeiten, glüklich in die Niederlande zurük, wo er mit vieler Achtung empfangen, und selbst von Marien und des verstorbenen Herzogs Wittwe, mit der seinem Stande und seinen Verdiensten gebührenden Aufmerksamkeit behandelt wurde.

Koppenolle hatte sich während seiner Kriegszüge theils durch die Freigebigkeit des Herzogs, theils durch Erpressungen in Feindes Land ein

sehr ansehnliches Vermögen erworben, das er, ehe er dem Herzog zum leztenmale ins Feld folgte, in seiner Vaterstadt niedergelegt hatte, und von dem er nunmehr auf eine seinem Stande angemessene Weise gar wohl leben konnte.

Aber bei alle dem gefiel ihm seine dermalige Lage doch nicht. Sie war für ihn zu unthätig; er hatte zum Wirken zu wenig Gelegenheit, war von Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten völlig ausgeschlossen. — Wie ganz anders war das alles, als Herzog Karl noch lebte! — Nichts geschahe ohne sein Wissen, — bei den mehresten Geschäften fragte ihn der Herzog um Rath. —

Natürlich mußten diese Vorstellungen, diese Erinnerungen an seinen vorigen wichtigen Einfluß bei ihm Misvergnügen mit seiner dermaligen Lage, Misvergnügen mit der gegenwär-

tigen Regierung erregen. — Bald erlaubte er sich darüber laut zu sprechen, die Fehler zu rügen, welche Marie und ihre Räthe bei der Verwaltung der Regierung seinem Bedünken nach begiengen. —

Bei den Niederländern machten seine Reden gewaltigen Eindruk; — jeder Tadel über die Regierung war so ganz aus ihrer Seele gesprochen, jede Besorgniß, daß die Sache, in der Maaße behandelt, nicht gut gehen würde, ganz mit ihren Vorstellungen übereinstimmend. — Und alles, was er sagte, was er wünschte, bewies ganz deutlich, daß er ein Freund der Freiheit sey.

Mehr bedurfte es nicht, um ihm das völlige Zutrauen seiner Landsleute zu verschaffen. — Sein Ruf breitete sich bald in die übrigen Städte, bald in die übrigen Provinzen aus. — Man kam zu ihm, um sich bei ihm über die in der

gegenwärtigen Lage der Angelegenheiten zu fassenden Maaßregeln Raths zu erholen. — Man bat ihn, sich das Beste des Landes empfohlen seyn zu lassen, die Rechte und Freiheiten des Volks mit zu unterstüzzen, aufrecht zu erhalten. —

König Ludwig von Frankreich erhielt durch seine Emissarien in den Niederlanden von diesem Manne sehr bald Kundschaft. — Ihn in sein Interesse zu ziehen, und so durch ihn seine Absichten zur Ausführung zu bringen, war sogleich sein Plan; allein Koppenollens Ergebenheit gegen den verstorbenen Herzog Karl war zu bekannt, als daß man dabei nicht mit möglichster Vorsicht hätte zu Werke gehen sollen. Inzwischen diente doch Koppenolle schon jezt dazu, um dem Misvergnügen der Niederländer mehr Nahrung zu geben, und das war doch vor der Hand alles, was Ludwig wünschte.

Ein zufälliger Umstand begünstigte des Königs Absichten. Maximilian übernahm nach seiner Verheirathung mit Marien nebst der Regierung auch die Anführung des Kriegsheers: dabei behielt zwar Koppenolle noch immer die ihm schon von Karln verliehene Würde eines Oberfeldzeugmeisters, allein die damit verbundenen Angelegenheiten besorgte der Erzherzog größerntheils selbst. Maximilian besaß bekanntlich in diesem Theile der Kriegswissenschaft nach damaliger Art vorzügliche Kenntnisse, und bei diesen Einrichtungen gewann das Artillerieweſen allerdings. — Aber Koppenolens Stolz wurde dadurch auf das empfindlichste beleidigt; er sahe sich zurükgesezt, seinen Wirkungskreis eingeschränkt, von seiner Stelle war ihm kaum noch der Name übrig geblieben.

Jezt überließ er sich ohne alle Schonung seiner übeln Laune, seinem Misvergnügen —

lauter, bitterer als jemals urtheilte er über die gegenwärtigen Angelegenheiten — tadelte ganz frei Maximilianen und die Grundsäzze der Regierung, — fand in Maximilians Benehmen, in jedem seiner Schritte, Beweise von seinen auf völlige Unterjochung der Niederländer abzielenden Absichten — nannte Maximilians Freigebigkeit, Verschwendung, — sein jugendliches Feuer, Unbesonnenheit, — seine Unerschrokkenheit in Gefahren, Leichtsinn, — seine Großmuth, Schwäche — seine ununterbrochenen Bemühungen, den französischen Waffen Einhalt zu thun, Harnäkkigkeit. —

Und eben diesen Zeitpunkt benuzte Ludwig, um Koppenollen auf immer in sein Interesse zu ziehen. —

Der Herr von Crevecoeur schrieb in Ludwigs Namen einen sehr verbindlichen Brief an ihn, worinne er ihn versicherte, daß der Kö-

nig, sein Herr, sehr viele Gnade für ihn immer gehabt hätte, und daher jezt wirklichen Antheil an der unwürdigen Behandlung nähme, die sich Maximilian gegen ihn erlaubte. Sich bei der gegenwärtigen Lage der politischen Angelegenheiten bei dem Erzherzog zu seinem Vortheile zu verwenden, erlaubten die Umstände nicht; aber König Ludwig würde ihn sehr gerne aufnehmen, und ihm eine seinen Verdiensten angemessene Stelle sogleich übertragen, sobald er sich entschließen wollte, die Niederlande zu verlassen, und in französische Dienste zu treten. Koppenolle sollte sich nur erklären, was, und unter welchen Bedingungen er jede Stelle haben wolle, alles sey ihm schon im Voraus gewährt. —

Eine sehr ansehnliche Summe Geldes folgte dem Briefe. —

„Der König könne voraussehen" — schrieb der Herr von Crevecoeur — „daß der Erzher-

zog

zog unter solchen Umständen seine Freigebigkeit gewis nicht an ihm beweisen würde, da er ohnedem seine Deutschen bei jeder Gelegenheit vorzuziehen, und mit Geschenken zu überhäufen pflegte — Koppenolle möchte daher dieses königliche Geschenk als eine Entschädigung für jene Zurükfezzung annehmen." —

Ich will Koppenollen nicht vertheidigen, nicht seinen Entschluß, Ludwigs Unternehmungen wider Maximilianen werkthätig befördern zu wollen, billigen, — nicht einmal billigen, daß er jenes Geschenk annahm. — Aber gewis, es war in Koppenollens Verhältnissen, jezt da sein Stolz aufs äußerste gekränkt war, und er sich so ganz zurükgesezt sahe, allerdings eine wichtige Versuchung, in der mancher andere unter ähnlichen Umständen eben so wenig als Koppenolle bestanden seyn würde.

Vierzigstes Kapitel.

Wilhelm Rinn.

Uiber Wilhelm Rinn's und Daniel Dereden's frühere Geschichte, können wir unsern Lesern nur wenig mittheilen. — Beide waren aus Gent gebürtig, Söhne gemeiner Bürger, ohne Vermögen und ohne alle persönliche Vorzüge. — Nur das Zusammentreffen für sie günstiger Umstände hatte sie aus der niedern Volksklasse herausgehoben.

Wilhelm Rinn machte sich zuerst auf eine Weise bekannt, die meinen Lesern über seinen moralischen Charakter völliges Licht verbreiten wird. — Er hatte den Kanzler Hugonet und den Herrn von Imbercourt auf jener für sie so unglüklichen Reise nach Frankreich begleitet, und war von ersterem zu Abschreibung gewisser geheimer Aufsäzze gebraucht

worden, auf welche nachher die flandrischen Stände größerntheils ihre Anklage wider diese beiden Herren gründeten.

Ob der Kanzler hierbei vorsichtig zu Werke gieng, daß er so wichtige Sachen Rinnen anvertraute, wollen wir nicht behaupten; allein Rinn hatte sich durch Fleiß und durch die Genauigkeit, womit er jeden Auftrag erfüllte, schon vorher das völlige Zutrauen des Kanzlers zu erwerben gewußt, und dieser fand um so weniger Bedenken, selbigen bei diesen wichtigen Geschäften ebenfalls zu gebrauchen, als er, auf seine Verschwiegenheit und Ergebenheit aus mehrern Gründen vollkommen rechnen zu können, alle Ursache zu haben glaubte. So viel war wenigstens gewis, daß Rinn dem Kanzler alles zu verdanken hatte.

Aber der Kanzler hatte sich in Rinns Charakter gar sehr geirrt, auf seine Dankbarkeit

zu viel gerechnet. — Rinn trat wider ihn und den Herrn von Imbercourt als Zeuge bei dem Verhör auf, dem sich diese beiden Herren nach ihrer Zurükkunft nach Gent unterwerfen mußten. — Er sagte so aus, wie die Genter wünschten, und auf seine Aussage wurde beiden das Schwert zuerkannt. —

Umsonst bewiesen die beiden Herren, daß Rinn von dem Zusammenhange der Sachen nicht unterrichtet sey, nicht völlig unterrichtet seyn könnte, daß er vielmehr der Verrätherei schuldig, und dafür zu bestrafen wäre; umsonst suchten sie klar zu machen, daß sie bei der ganzen Verhandlung das Beste des Landes zu befördern gesucht, ihrem Auftrage gemäß gehandelt hätten; umsonst beruften sie sich auf das Zeugniß des Königs von Frankreich, umsonst baten sie, von dorther sich nähere Auskunft mittheilen zu lassen; umsonst begab sich Maria in Person auf das Rathhaus, und

bat für das Leben ihrer unglüklichen Staatsdiener, umsonst eilte sie, in Trauerkleider gehüllt, auf den Markt, wo die Verurtheilten hingerichtet werden sollten, und wo das ganze Volk versammlet war; umsonst legte sie bei selbigem mit thränenden Augen die dringendste Fürbitte ein, umsonst bewies sie, daß das Misverständniß Ludwigs Werk sey, daß er dadurch blos Mistrauen zu verbreiten, und seine Absichten zu befördern suche — umsonst! — Hugonet und Imbercourt wurden öffentlich enthauptet. Ein allgemeiner Aufruhr folgte — Alle, welche das Unglük hatten den Gentern zu misfallen, wurden verjagt, verfolgt, und Maria selbst auf die unwürdigste Weise behandelt, und, wie wir bereits vorher bemerkt haben, zu Ertheilung des großen Privilegiums genöthiget. —

Ein-

und

Einundvierzigstes Kapitel.

Noth lehrt viel Böses.

Aber was bewog Rinnen zu dieser heimtükkischen Bosheit? — werden meine Leser fragen — Wie konnte er auf einmal alle die Wohlthaten vergessen, die der Kanzler ihm erwiesen hatte? — Was veranlaßte ihn, seinen guten Herrn ins Unglük zu bringen? —

Rinn hatte den Fehler, daß er immer mehr scheinen wollte, als er wirklich war. Dies verleitete ihn während seines Aufenthalts in Peronne, wohin König Ludwig Mariens Abgesandten beschieden hatte, sich einen gewissen Schein der Wichtigkeit zu geben, und den französischen Hofleuten sehr deutlich merken zu lassen, daß er bei dem Kanzler gar viel gelte, daß er dessen besonderes Zutrauen besizze, und daß er überhaupt mit der Lage der politischen

Angelegenheiten, und Mariens Absichten bei der gegenwärtigen Gesandtschaft völlig bekannt sey. —

Ludwig erhielt davon unter der Hand sehr bald Nachricht, und er beschloß sogleich, die schwache Seite dieses Mannes zu seinem Vortheile zu benuzzen. Die Verhandlungen wurden jezt langsamer betrieben, mehrere Schwürigkeiten, an die man vom Anfange an gar nicht gedacht hatte, fanden sich — kurz, man gewann dadurch Zeit, den Plan auszuführen, den man Rinn's wegen entworfen hatte. —

Inzwischen wurde Rinn mit vorzüglicher Achtung von den französischen Höflingen behandelt. Uiberall schmeichelte man seiner Eigenliebe, man suchte seine Gesellschaft, man bemühete sich, ihm seinen Aufenthalt in Peronne so angenehm als möglich zu machen. — Alles schwieg, sobald er sprach — man fand jedes

seiner Urtheile treffend, in jeder seiner Aeußerungen die unverkennbarsten Beweise eines vorzüglichen Verstandes — man wünschte dem Herrn Kanzler Glük, einen solchen Mann in seinem Gefolge zu haben, in dem sich mit so vielen und gründlichen Kenntnissen so mancherlei andere Vorzüge auf die seltenste Weise vereinigten.

Glatte Worte, die Rinnen ganz verblendeten, und die Schlingen nicht bemerken ließen, welche man seiner Ehrlichkeit gelegt hatte.

Eines Abends fand er, in einer von seinen gewöhnlichen Gesellschaften, einen Fremden, dessen stilles verschlossenes Wesen ihm eben so sehr auffiel, als die tiefe Achtung, womit die übrigen Höflinge diesen Mann behandelten.

„Wer ist dieser?" — fragte Rinn einen seiner Bekannten.

„Einer von den Kämmerern des Königs" — antwortete dieser — „ein Mann von großem Gewicht, aber ein Sonderling im äußersten Grade — ihr werdet es diesen Abend mehrmals zu bemerken Gelegenheit haben." —

Zufällig kam Rinn diesen Abend neben diesem Fremden bei der Tafel zu sizzen; das Gespräch wurde bald allgemein, man scherzte, man sprach von tausend Dingen — muntere Erzählungen wechselten mit einander ab — nur der Fremde schwieg — die übrigen Herren schienen seine Laune schon zu kennen, man störte ihn in seinen stillen Betrachtungen nicht — und Rinn fand um so weniger Beruf, ihn zum Gespräch aufzufordern, da der Fremde, so viel er aus seinem ernsthaften, sich immer gleichbleibenden Betragen schließen zu können glaubte, eben nicht der Mann zu seyn schien, bei dessen Stillschweigen die Gesellschaft viel verlöre. Auch hatte ihn gewissermaaßen seine Gleichgültigkeit

ligkeit beleidigt. Jedermann in der Gesellschaft kam ihm mit Aufmerksamkeit zuvor, nur der Fremde schien ihn kaum zu bemerken. —

Gegen das Ende der Tafel lenkte sich das Gespräch zufällig auf politische Gegenstände. — Jeder äußerte seine Meinung — jeder suchte die seinige mit Gründen zu vertheidigen, — die Hauptfrage war, ob die Gesandten dem Kö= nige den Theil von Arras überliefern würden, welchen er ausdrüklich verlangt hatte. —

Rinn war unvorsichtig genug, an diesem Gespräch Antheil zu nehmen. Er versicherte, daß dem Könige diese Forderung wohl gewährt werden dürfte.

Jezt unterbrach der Fremde sein zeither im= mer noch beobachtetes Stillschweigen.

„Das wäre wohl zu wünschen; wenigstens würden die Verhandlungen besser als zeither

von statten gehen. — Inzwischen scheint mir die Sache doch noch nicht so ganz gewis zu seyn." —

Dergleichen Angelegenheiten kommen freilich, — erwiederte Rinn, den diese Anmerkung des Fremden beleidigte — nicht zu jedermanns Wissenschaft. — So viel kann ich euch jedoch versichern, — sezte er mit Nachdruk hinzu — daß die Sache schon so gut als gewis ist. —

„Schon so gut als gewis?" — wiederholte der Fremde in einem Tone, der deutlich merken ließ, daß Rinns Behauptung ihm eben nicht wahrscheinlich zu seyn schiene.

Sezt ihr einen Zweifel in meine Worte? antwortete Rinn schnell, und mit sichtbarem Unwillen —

„Keines-

„Keinesweges in eure Worte — aber wohl in die Sache selbst — mehrere Ursachen lassen mich gar sehr zweifeln, daß . . . .

Kurz, die Zukunft wirds lehren, — unterbrach ihn Rinn.

„Ich kenne des Cordes" fuhr der Fremde fort — „er stirbt eher, als daß er ohne Erlaubniß, ohne ausdrüklichen Befehl die Stadt übergeben sollte."

Und wenn er den nun erhielte? — erwiederte Rinn verdrüßlich.

„Ihr sezt Möglichkeiten voraus, die zwar statt finden können, aber bis jezt wohl nichts als . . . .

Und wenn er den Befehl nun schon erhalten hätte?

„Schon erhalten hätte?" — wiederholte der Fremde bedenklich —

Ihr könnt es auf mein Wort glauben, — ich weiß es von sicherer Hand. —

„Ich will es weiter nicht bezweifeln," antwortete der Fremde: „allein ihr wißt selbst, wie viel und mancherlei jezt gesprochen wird. — Jeder versichert den Zusammenhang des Ganzen zu übersehen, in die tiefsten Geheimnisse eingedrungen zu seyn, und am Ende gründet sich gemeiniglich die wichtige Nachricht auf ein falsch verstandnes, nur halb gehörtes Wort, oder vielleicht gar auf . . . .

Das ist bei mir der Fall nicht — unterbrach ihn Rinn empfindlich — ihr kennt vielleicht meine Verhältnisse nicht — außerdem würdet ihr an der Wahrheit meiner Behauptung gewis weniger zu zweifeln euch veranlaßt finden.

Und überdem glaub' ich, sezte einer von den ihm zunächst sizzenden Höflingen hinzu —

daß

daß euch Herr Rinn sogleich völlig überzeugen könnte, wenn es ihm gefiele — denn wahrscheinlich ist die ganze Sache durch ihn selbst verhandelt worden.

„So!" — erwiederte der Fremde, mit einem Blikke, der deutlich verrieth, daß er Rinnen gar nicht für den Mann hielt, dem man dergleichen wichtige Angelegenheiten anvertrauen könnte. —

Rinnen entgieng dieses nicht. Sein Stolz war aufs äußerste beleidigt, und sein Ansehen auf einmal dahin, wenn er nicht jezt die Wahrheit seiner Behauptung auf die unwidersprechlichste Weise darthat. — Dies schien auch die ganze Gesellschaft zu erwarten — eine allgemeine Stille herrschte im Gemach, aller Augen waren auf ihn und auf den Fremden gerichtet. —

Und wenn ich euch nun, fuhr endlich Rinn fort — schriftliche Beweise vorlegte, euch selbst das Schreiben . . . .

„Dann, Herr Rinn, würde freilich kein Zweifel mehr statt finden können — inzwischen" sezte der Fremde mit bitterm Lächeln hinzu — „werdet ihr mir selbst zugestehen müssen, daß bis dahin der Beweis eurer Behauptung immer noch ermangelt." —

Seh' ich euch morgen wieder hier? — fragte Rinn äußerst beleidigt, indem er von der Tafel aufstand. —

„Ohne allen Zweifel," erwiederte der Fremde mit einer leichten Verbeugung.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Rinn.

Rinn konnte kaum den Abend des folgenden Tages erwarten. — Es lag ihm zu viel daran,

die Herren bei der günstigen Meinung zu erhalten, die sie von seinen Verhältnissen gefaßt hatten, als daß er die Gefahr hätte bedenken sollen, in die er durch Vorzeigung der geheimen Schriften nothwendig gerathen mußte, welche zwischen den Gesandten und dem Gouverneur von Arras, wegen Uibergabe der Vestung an König Ludwigen, gewechselt worden waren. Zwar stiegen ihm darüber einige Bedenklichkeiten auf, allein eines Theils war die Sache schon völlig gewis, überdem in wenig Tagen allgemein bekannt, und er hatte einmal sein Wort gegeben, — kurz, er begab sich, versehen mit diesen Schriften, am Abend in die gestrige Gesellschaft. —

Alle schienen ihn erwartet zu haben, auch der Fremde war gegenwärtig. —

Ihm übergab mit einem stolzen, beinahe verächtlichen Blikke Rinn die bewußten Schriften.

ten. — „Leset, wenn ich bitten darf," sie laut vor, damit die Herren doch auch erfahren, daß meine Behauptung Grund hat" — sezte er hinzu. —

Der Fremde las, und mit selbstgefälligen Lächeln sahe Rinn bald den Fremden, bald die Höflinge an. —

Man überzeugte sich völlig von der Wahrheit seiner Erzählung, man schmeichelte seinem Stolze auf alle mögliche Weise, man versicherte, daß es eines solchen Beweises gar nicht bedurft hätte, und daß man um so mehr seine Gefälligkeit mit Dank zu erkennen verbunden wäre. —

„Und ich, sezte der Fremde hinzu, indem er Rinnen die Schriften zurükgab — „erkenne meine Fehler. Ihr habt alle meine Zweifel gehoben, und zwar auf eine Weise, die eben so

ehrenvoll für euch, als für mich verpflichtend ist, euch unter der wiederholten Versicherung meiner ungeheuchelten Ergebenheit um Verzeihung zu bitten." —

Umarmungen, gegenseitige Freundschaftserbietungen und Hochachtungsversicherungen folgten — der übrige Theil des Abends wurde vergnügt zugebracht.

Rinn hatte diesen Vorgang beinahe vergessen, als nach etlichen Tagen der Kanzler äußerst aufgebracht in sein Gemach trat, ihn der Untreue, des Verraths, und eines geheimen Verständnisses mit den königlichen Dienern zum Nachtheil der Herzogin beschuldigte, und die schwerste Rache an ihm zu nehmen drohte. —

Rinn war außer sich, er bat den Kanzler, ihm seinen Ankläger zu nennen, er beschwor

seine

seine Unschuld, er betheuerte, daß bei der nähern Untersuchung der Ungrund dieser Beschuldigungen an Tag kommen, seine Ehre gerettet werden würde. — Aber der Kanzler behauptete, daß es keines Beweises, keiner nähern Untersuchung weiter bedürfe — daß Rinns Verrätherei nur zu gewis sey, und daß er der verdienten Strafe nicht entgehen werde. — Er befahl ihm zugleich, sein Gemach nicht zu verlassen, dessen Thüre der Kanzler, nachdem er es verlassen hatte, überdem noch fest verschloß. —

Welche schrekliche Veränderung! — Jezt erkannte Rinn seinen Fehler, er sahe deutlich, daß seine Unvorsichtigkeit ihn in dieses Unglük gebracht hatte, daß ihn, sobald er in die Niederlande zurükgekommen seyn würde, die schimpflichste Strafe, wahrscheinlich der schmählichste Tod erwartete, — daß der Kanzler, dessen heftigen und unversöhnlichen Charakter er völlig kannte, gewis seine Drohungen iu Erfüllung

bringen

bringen würde, und daß ihn nichts, als eine schleunige Flucht, aus dieser großen Verlegenheit retten könnte.

Diesen Gedanken fassen, und schon auf Mittel zur Ausführung denken, war eins.— Mit Gefahr, aber ohne Schaden zu nehmen, sprang er durch das Fenster seines Gemachs in den am Hause befindlichen Garten, dessen Mauer er schnell überstieg.

Jezt befand er sich in einer engen Gasse, hart an der Mauer der Stadt — aber wohin nun? — zu wem sollte er sich wenden? — bei wem sollte er Unterstüzzung suchen? — Er war ohne Geld, ohne alles — in der Eilfertigkeit hatte er nichts mit sich genommen.

Ohne zu wissen, wie? hatte er den Ort, wo er über die Mauer gestiegen war, verlassen, in tiefen Gedanken über die bedrängte Lage,

worinne er sich gegenwärtig befand, war er auf eine der Hauptstraßen gekommen, — und befand sich eben vor dem Hause, wo der Kämmerer des Königs wohnte, mit dem er jenes für ihn so unglükliche Gespräch gehalten hatte.

„Gefällts euch nicht hereinzutreten?“ — redete ihn jezt ein Mann an, der mit der einen Hand die Thüre des Hauses öfnete, und mit der andern Rinnen sanft hineinschob. — Die Thüre ward hinter ihm verschlossen —

Wo bin ich? — rief Rinn, äußerst unruhig. Er fürchtete, der Kanzler habe seine Flucht entdekt, und ihn wieder ergreifen lassen.

„Seyd ohne Sorgen!“ erwiederte der Mann, „mein Herr wünschte euch zu sprechen, und da ich euch nicht zu Hause fand, und ihr so eben hier vorbei giengt . . . . .

In diesem Augenblikke öfnete sich eine Thüre, und der Kämmerer trat heraus. —

„Unglüklicher Freund!“ rief er ihm entgegen, „kommt herein!“ —

Rinn folgte sprachlos. —

„Ich weis alles! alles!“ — fuhr der Kämmerer fort. „Ihr seyd verrathen — der Kanzler fürchtet, die Uibergabe von Arras nicht vertheidigen zu können — er will sich aus der Gefahr ziehen, und ihr sollt das Opfer seiner Furchtsamkeit werden. — Aber Gott sey Dank, daß ihr seinen Händen entkommen seyd! — Ich erfuhr diesen Morgen den ganzen Handel, — sogleich sendete ich zu euch, um euch warnen zu lassen — aber ihr waret schon ausgegangen . . . . .

Gott! nein! unterbrach ihn Rinn — der Kanzler hielt mich gefangen — die Thüre meines Gemachs war verschlossen — ich habe

mich durchs Fenster gerettet, und ohne zu wis=
sen wie, kam ich . . . .

„Unglüklicher Freund! — Wahrhaftig der Handel ist verzweifelt böse. — Kommt der Kanzler nach den Niederlanden zurük, so wird er nun um so mehr Glauben finden, — und gleichwohl — euch hier zu behalten, — bedenkt selbst, ob das nicht den Verdacht wider euch vermehren würde. — Sicherheit solltet ihr wohl haben, aber gesezt nun, der Kanzler über=redete Marien, daß ihr schuldig wäret, und sie forderte euch zurük" —

Dann wäre mein Unglük gewis —

„Und eure Ehre auf immer verloren. — Indessen ist ein schneller Entschluß dringend nöthig." —

Rathet, helft mir, um Gottes Willen! —

— „Da kann man nun freilich nicht viel ra=then — und gewissermaaßen weis ich selbst nicht, ob ihr hier in Peronne, selbst in meinem

Hause lange sicher seyn werdet. — Wenn nun der Kanzler dem Könige die Sache von der unrechten Seite vortrüge, und der König ließe euch an den Kanzler ausliefern? — Zwar was ich vermag . . . . . .

Aber wohin soll ich fliehen? — Ohne Geld, ohne Bekanntschaft, ohne Empfehlung. — In die Niederlande, nach Burgund darf ich nicht, — in Frankreich bin ich nicht sicher —

„Ja, wenn ihr Muth hättet." —

Was soll ich thun? — Zu allem bin ich bereit. — Ich habe ja nichts mehr als mein Leben zu verlieren — Alles, Ehre und Leben, — Sicherheit und guten Namen, kurz, alles, alles dagegen zu gewinnen. —

„Nun gut! — Geht in die Niederlande, nach Gent zurük . . . . .

Ich? — nach Gent? — wo der schimpflichste Tod meiner erwartet? —

„Nach meiner Uiberzeugung, — das einzige Mittel euch zu retten. — Eilt, daß ihr eher dort eintrefft, als der Kanzler von diesem Vorgange Nachricht an Marien geben, — eher als er selbst dort ankommen kann. — Erzählt alles, was ihr wißt, erzählt, daß Arras übergeben sey, daß der Gouverneur sich zwar lange geweigert hätte, die Vestung zu übergeben, daß aber der Kanzler und Imbercourt durchgedrungen wären. —

Aber Imbercourt war doch dawider? —

„Wollt ihr in ihm einen Zeugen wider euch haben? — und kann er das seyn, sobald er Mitschuldiger ist? — Kurz, sucht die Nachricht von der Uibergabe dieses Orts so schnell als möglich zu verbreiten. — Man wird euch fragen, warum ihr den Kanzler verlassen habt? — Klagt über seine Härte — über seinen Stolz — erzählt von ihm, was ihr wollt, gebt als nähere Veranlassung zu eurer Flucht

an,

an, was euch am rathsamsten, am wahrscheinlichsten zu seyn dünkt; — man wird euch leicht glauben, da man ohnedem den Kanzler haßt, und da jezt der allgemeine Unwille wider ihn, nach der Abtretung von Arras, noch mehr zunehmen wird. — Will er euch anklagen, so erklärt alles als Folge seiner Rache, und ich gebe euch mein Wort, es wird euch nichts geschehen." —

Aber gesezt, man forderte mich vor's Gericht? —

„Man wird's nicht thun, — so bald ihr meinen Rath befolgt. Und nun eilt, was ihr könnt, nach Gent zurük. Hier ist Geld zu eurer Reise, und zu euerm bequemern und geschwindern Fortkommen wird man euch eins meiner Pferde geben" —

Großmüthiger Mann! — rief Rinn, wodurch habe ich Unglüklicher eure Gnade, eure Huld .....

„Still, lieber Rinn! — das sind wir uns schuldig. — Befolgt meinen Rath," fuhr er fort — „und gebt diesen Brief an Daniel Dereden. — Ihm könnt ihr euch ganz anvertrauen. Ich stehe mit ihm in Verhältnissen, und er wird alles für euch thun, sobald ihr euch sein Zutrauen erworben habt, und seiner Leitung euch überlaßt."

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Daniel Dereden.

Daniel Dereden empfieng Rinnen bei seiner Ankunft in Gent mit vieler Achtung, bot ihm, nachdem er des Kämmerers Brief gelesen hatte, die Wohnung in seinem Hause an, wo er, wie Dereden hinzusezte, herzlich gern gesehen wäre, und in seinen dermaligen unangenehmen Verhältnissen gewis, wenigstens vor der Hand, Sicherheit finden sollte. —

„Ubri-

„Uibrigens," fuhr er fort, — „könnt ihr euch, auf meinen Diensteifer zuversichtlich verlassen; und so ich euch in dieser, oder einer andern Angelegenheit behülflich oder förderlich seyn kann, so soll es allemal gern und willig geschehen. — Ich bin ein Mann, der wenig Worte macht, aber gern hält, was er verspricht, besonders wenn ich mich überzeugt habe, daß man mir Zutrauen geschenkt hat. —

Auf diese deutliche und treuherzige Aufforderung, zu Erzählung seiner Begebenheiten, nahm Rinn weiter keinen Anstand, seinem Wirthe den ganzen Verlauf der Sache offen und wahr mitzutheilen.

Der Kämmerer hatte ihm dieses zu thun ausdrüklich gerathen, und überdem konnte er aus Deredens Aeußerungen ziemlich gewis schließen, daß in des Kämmerers Brief bereits mehr, als er anfänglich glaubte, von seiner Begebenheit enthalten gewesen war.

„Nun! nun!“ sprach endlich Dereden, nachdem Rinn seine Erzählung beendigt hatte, „darüber laßt euch kein graues Haar wachsen; seyd vielmehr froh, aus allen Verbindungen mit dem Kanzler auf einmal gekommen zu seyn. — Der Mann reift seinem Schikſale entgegen! — Inzwischen,“ fuhr er nach einigen Stillschweigen fort, „habt ihr noch immer Ursache, euch vor ihm in Acht zu nehmen. — Daß er euch zur Verantwortung ziehen würde, sobald er euch hier vermuthete, ist gewis. Haltet euch daher in meinem Hause vor der Hand verborgen; — wir wollen sehen, welche Wendung die Sache nimmt. — Auf alle Fälle wird es gut gethan seyn, wenn ihr den ganzen Verlauf niederschreibt. — Bedarf es einer Vertheidigung, so seyd ihr dann schon gefaßt, vorbereitet.“ —

Die Uibergabe von Arras wurde durch Dereden Vermittelung in Gent sehr bald allgemein

mein bekannt, und er hatte sehr richtig berech-
net, daß das Unerwartete dieser Nachricht die
Gemüther äußerst aufbringen, und das ohne-
dem schon statt findende Misvergnügen der
Nation mit Marien eben dadurch noch ver-
größert werden würde. — Die Stände be-
nuzten diese Gelegenheit, unter dem Vorwand,
daß Maria nicht wohl berathen wäre, sich ei-
nen unmittelbaren Antheil an der Regierung
zu verschaffen, und ehe noch der Kanzler und
der Herr von Imbercourt zurükgekommen wa-
ren, sendete man einige niederländische Herren
an König Ludwig ab, um mit ihm wegen des
Friedens, wenigstens wegen Einstellung der
Feindseligkeiten, aufs neue zu handeln.

Der Kanzler und der Herr von Imbercourt
kamen nach einiger Zeit in Gent an, und wur-
den sowohl von Marien als von den Ständen,
jenes Vorganges ohngeachtet, gut empfangen.
Man schien sich bei ihren Gründen, warum sie

so und nicht anders hätten handeln können, beruhigen zu wollen. — Kurz, die Sache schien für sie weniger gefährlich auszufallen, als man anfänglich geglaubt hatte. —

Inzwischen blieb Rinn in Oeredens Hause noch immer verborgen, und erhielt blos von seinem Wirthe über die Lage der politischen Angelegenheiten so viel Auskunft, als dieser ihm mitzutheilen für gut befand, und als just hinreichend war, seine Besorgnisse in Absicht des Kanzlers zu vermehren, und ihn völlig zu überzeugen, daß er niemals vor dessen Verfolgungen sicher seyn würde, so lange sich dieser noch im Stande befände, ihm zu schaden. — Daß Rinn auf diese Weise wider den Kanzler äußerst aufgebracht werden sollte, war Oeredens Absicht, — und er erreichte selbige vollkommen. —

Hastig trat Oereden eines Morgens in Rinn's Gemach. —

„Wir sind alle verrathen!“ — rief er, — „schändlich hintergangen.“ —

„Um Gottes Willen! wie? — unterbrach ihn Rinn —

„Eben haben unsere Gesandten,“ fuhr Dereden fort, „des Kanzlers und Imbercourts Verrätherei mit unwiderlegbaren Beweisen dargethan, in der Versammlung die Briefe vorgezeigt, welche die Herzogin dem Kanzler an den König mitgegeben hatte. — Nicht nach dem Willen und Rathe der Stände will die Herzogin regieren — dem Kanzler, Imbercourten, Adolphen von Ravenstein, und der Herzogin Margarethe hat sie die Regierung übergeben, durch diese sollen allen Geschäfte besorgt werden.“ —

Aber wie sind die Gesandten zu diesem Briefe gekommen? —

„Der

— „Der König hat ihn selbst den Gesandten mitgetheilt. — Doch vielleicht," sezte Dereden bitter hinzu, „seyd ihr von dem allen ohnedem schon, und besser als wir es selbst wissen, unterrichtet . . . . .

Ich? rief Rinn betroffen.

„Wenigstens" — fuhr Dereden fort, „beruft sich der Kanzler auf euch . . . .

Auf mich? — unterbrach ihn Rinn erschrokken.

„Ihr wäret von allem genau unterrichtet, ihr würdet, wenn ihr gegenwärtig wäret, und die Wahrheit sagen wolltet, seine und Imbercourts Unschuld am besten beweisen können. —

Von dem allen — von jenem Briefe weis ich wahrlich nichts —

„Ich glaube euren Worten — ich sollte wenigstens meynen, daß ihr mir doch etwas

davon würdet gesagt haben, — aber man sollte wirklich niemanden mehr trauen." —

Abscheuliche, niederträchtige Verleumdung! — Also mich sucht er ins Verderben zu bringen? — wider mich den Verdacht rege zu machen, als hätte ich Theil an seiner Verrätherei genommen? —

„Und" — sezte Dereden mit Achselzukken hinzu — „das doch bei alle dem nicht so ganz unwahrscheinlich zu seyn scheint, sobald man sich erinnert, daß ihr sein Geheimschreiber waret. — Wenigstens wird das Volk, sobald ihr euch nicht vertheidigt, nicht eure Unschuld darthut; wider euch immer aufgebracht bleiben, und am Ende fürchte ich, euer Schikfal wird . . . . . .

Aber um Gottes Willen! was soll ich thun? —

„Sagen,

„Sagen, was ihr wißt, — was ihr mir so oft erzählt habt, — laut und öffentlich vor allem Volk erzählen, daß ihr an dieser Verrätherei keinen Theil hättet, — daß euch blos die Verhandlungen wegen Arras bekannt geworden wären, daß ihr den Kanzler verlassen hättet, weil schon dieser Schritt euch bedenklich geschienen, weil er euch auf eure Gegenvorstellungen mit Härte geantwortet, euch, im Fall ihr etwas davon bekannt werden lassen wolltet, unglüklich zu machen gedroht, weil sein Stolz — seine Heftigkeit euch länger . . . . .

Aber wird man mir glauben? — wird nicht das Ansehen des Kanzlers . . . . . .

„Lieber Rinn, hier ist nicht zu wählen, nicht zu zaudern. — Man wird euch unter solchen Umständen mehr als ihm glauben, — und überdem ist dies das einzige Mittel euch zu retten. — Auf den Kanzler wartet die

ver-

verdiente Strafe, und ihr würdet an seinem Schikſale gewis Theil nehmen müſſen, in ſo ferne ihr euch von dem Verdachte nicht befreiet, in den er euch gebracht habt."

Rinn folgte Oeredens Rath — und noch an dem nämlichen Tage fielen der Kanzler und Imbercourt als Opfer der franzöſiſchen Politik. —

Von dieſem Tage an war Rinn der erklärte Günſtling des Volks, — bei jeder Verſammlung mußte Rinn gegenwärtig ſeyn, — bei jeder Angelegenheit fragte man ihn zuerſt um Rath, — nach ſeinem Dafürhalten wurden die gemeinſamen Beſchlüſſe gefaßt.

Selbſt die angeſehenſten Herren bewarben ſich um ſein Zutrauen — man vermuthete aus der Art, wie er vor dem Gerichte über die Verhandlungen des Kanzlers geſprochen

hatte,

hatte, daß ihm von Mariens Absichten noch weit mehr bekannt seyn möchte, und glaubte daher von ihm sehr wichtige Aufschlüsse erwarten zu können. —

Inzwischen war Rinn durch Dereden von der wahren Lage der politischen Verhältnisse, von den Entwürfen der Stände und den Wünschen des Volks näher unterrichtet worden. —

Jezt erkannte er König Ludwigs wichtigen Einfluß in die niederländischen Angelegenheiten, und die Mittel, deren sich dieser bediente, um das Volk ganz nach seinem Willen zu leiten, und durch selbiges seine Entwürfe zur Ausführung zu bringen. —

Daß derjenige, der sich entschloß, Frankreichs Absichten in den Niederlanden zu befördern, auf Ansehen und Reichthum sichere

Rech-

Rechnung machen konnte, war gewis. — Dereden und mehrere andere waren hiervon redende Beispiele. —

Wie hätte wohl der ehrgeizige Rinn unter diesen Umständen sich nur einen Augenblik bedenken können, alles zu genehmigen, alles zu versprechen, was Dereden von ihm verlangte. — Er sollte ja mit dem mächtigsten Könige gleichsam in ein geheimes Bündniß treten — eine ganze Nation nach seinem Willen leiten — kurz, einen Wirkungskreis erlangen, auf den er unter andern Verhältnissen auf keine Weise Anspruch zu machen, sich jemals unterstehen durfte. —

Vierundvierzigstes Kapitel.

Die Prinzessin Margaretha wird wider den Willen ihres Vaters verheirathet.

Ohngeachtet aller, von Maximilians Seite, den niederländischen und besonders flandrischen

Ständen gethanen Vorstellungen, kam dennoch, wie wir bereits bemerkt haben, der Friede zu Arras zu Stande; Frankreich erhielt alles, was es wünschte, mehr noch, als es begehrt hatte. — Die Grafschaft Artois und Burgund, die Herrschaft Mazonnois und mehrere andere wurden dem Könige abgetreten.

Einleuchtend groß waren die Vortheile, welche Frankreich aus diesem Frieden zuwuchsen, unverkennbar der für Maximilianen und seinen Sohn daraus entstehende Nachtheil, — und gleichwohl schmerzte den Erzherzog der Verlust so schöner und wohlgelegener Provinzen bei weitem nicht so, als es ihm wehe that, daß er die Verbindung seiner einzigen Tochter mit dem Dauphin geschehen lassen mußte. —

Mit König Ludwigs, seines ärgsten Feindes, Sohne sollte Margaretha verbunden, in Ludwig's Hände sogleich überliefert werden;

das

das war eine ausdrükliche Bedingung beim Friedensschluß. — Alle Vorstellungen Maximilians, daß Margaretha jezt noch ein Kind, die Vollziehung der Verbindung erst nach mehrern Jahren möglich sey, daß man ihm als Vater doch verstatten möchte, für ihre Auferziehung bis dahin zu sorgen, seine wiederholten Versprechungen, daß Margaretha keinem andern Fürsten zugesagt, nur für den Dauphin erzogen werden sollte, waren fruchtlos, wurden nicht geachtet. Ludwig erklärte bestimmt, daß, wenn die Prinzessin nicht sofort nach Frankreich gebracht, ihm völlig überlassen würde, der Friede nicht zu Stande kommen könnte. — Maximilian mußte nachgeben, die Stände bestanden darauf — sie erklärten ganz unumwunden, daß sie die Prinzessin, gesezt auch, daß der Erzherzog nicht einwilligen sollte, doch nach Frankreich abführen würden: die Wohlfahrt des Landes mache diese Aufopferung nöthig. —

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Etwas über Damenpuz.

Mit großer Pracht sollte Margarethens Abführung nach Frankreich geschehen. — So war es in der Versammlung der Stände beschlossen worden: aus allen Provinzen wurden die edelsten Frauen und Jungfrauen nach Gent zusammen gerufen; in ihrer Geleitschaft sollte die Prinzessin bis an die französische Gränze geführt, dort dem französischen Abgesandten übergeben werden. —

Bald war Gent von den edelsten Frauen und Jungfrauen erfüllt. — Schönheit und Jugend, adeliches Wesen und Pracht fand man hier vereinigt. Jede wetteiferte bei dieser Gelegenheit sich in dem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. —

Nie, meine Damen, hab' ich wohl herzlicher, die Fähigkeit zu besizzen, gewünscht, über weiblichen Puz sprechen und schreiben zu können, als in diesem Augenblikke.

Aber so sehr ich auch immer den feinen Geschmak im Ganzen bewundert habe, und noch bewundere, womit meine schönen Zeitgenossinnen ihren Anzug, und ihren Puz zu wählen gewohnt sind, so bin ich doch, mir eine deutliche Uibersicht der einzelnen Theile desselben zu verschaffen, bis jezt immer noch nicht so glüklich gewesen, und es würde für mich wahrhaftig die schwerste Aufgabe seyn, die man mir nur immer geben könnte, wenn ich jezt eine bestimmte Beschreibung von allen den Roben, Leviten, Bonnet's, Jüpe's, Coiffüren, Hüthen, Hauben, Federn, Fichu's, Angloisen, Polonoisen, Nippe's, Kragen, und von alle den Schönheiten liefern sollte, welche gewis jede von Ihnen, meine schönen Damen, zu großem Vergnü-

gen ihrer Herren Gemahle, Väter, Onkles und Vormünder, in ihrer Garderobe aufbewahrt.

Und doch hab' ich von allen diesen Schönheiten wenigstens eine anschauliche, oberflächige Kenntniß, ob ich schon, wie ich nochmals leider gestehen muß, nie die verborgenen Vorzüge derselben zu bemerken Gelegenheit gehabt habe. — Was ich Ihnen hingegen von dem Damenputz jener Zeiten sagen könnte, würde nur sehr wenig, und zu Befriedigung Ihrer Wißbegierde nie hinreichend seyn.

Bedenken Sie selbst, meine schönen Damen, daß alles das, was ich Ihnen bis jezt über diese niederländischen Begebenheiten gesagt habe, und künftighin noch sagen werde, aus Geschichtschreibern gezogen worden ist, welche entweder, weil sie sich nicht getrauten, mit einer der Wichtigkeit dieses Gegenstandes angemessenen Genauigkeit darüber sprechen zu

können,

können, eigensinnig genug waren, den Damenpuz ganz mit Stillschweigen zu übergehen, oder welche in dem irrigen Wahne standen, daß die Geschichte eines Landes gleichwohl vollständig und belehrend geschrieben werden könnte, gesezt auch, daß der Geschichtschreiber auf dergleichen Dinge eben weiter keine besondere Rükficht nähme. —

So lobenswerth die Bescheidenheit der erstern immer ist, da leicht durch einen unrecht gewählten Ausdruk, wovon doch immer der Grund in einem Mangel an deutlichen Begriffen, und einer hinlänglichen Uibersicht des Ganzen liegt, ein ganz falsches Bild auf die Nachwelt gebracht, und so, statt Wahrheit, nur Irrthum verbreitet worden seyn würde, so unverzeihlich ist doch auf der andern Seite die Gleichgültigkeit der übrigen Historiker gegen die Geschichte der Moden. —

Ohne Zweifel lebten diese leztern Herren nur für ihre Dokumente, Urkunden und Archive, waren wahrscheinlich nicht verheirathet, und kannten daher nicht das süße Gefühl, eine Gattin zu besizzen, die ihre natürlichen Reize, blos um ihrem Mann zu gefallen, durch wohlgewählten Puz noch mehr zu erhöhen sucht, — oder waren vielleicht (welches wir aber um der Ruhe dieser guten Männer willen doch nicht glauben wollen) eben um deswillen mit dem Damenpuz am wenigsten zufrieden, weil ihre theuern Gattinnen in selbigen mehr Werth sezten, als sie, um ihrer häuslichen Glükseligkeit willen zu wünschen, allerdings Ursache zu haben glaubten. —

Erlauben Sie daher, meine schönen Damen, daß wir Ihnen, da wir nun einmal eine vollständige und hinreichende Beschreibung der Moden jener Zeiten nicht zu liefern vermögen, den ganzen Haufen von Sammet, goldenen,

silber-

silbernen und seidenen Zeugen, Spizzen, Edelgesteinen, Ringen, Ketten, Hefteln, Spangen, Schauben, Federn, Bändern, Perlen, Gold und Silber, womit sich die in Gent versammelten edlen Frauen und Jungfrauen gekleidet, gepuzt und verzieret hatten, gegenwärtig mit der ergebensten Bitte vorlegen dürfen, daraus nach Ihrem eigenen Geschmak für jede derselben einen eigenen Anzug zusammenzusezzen. — Gewis, die niederländischen Damen werden unter Ihren Händen weit mehr gewinnen, weit reizender werden, als sie es in der Natur und damals waren, als sie sich nach dem Geschmakke jener Zeiten herauspuzten. — Was wird nicht schön, nicht reizend, sobald Sie es nur mit Ihren schaffenden Händen berühren? —

Nur eine von jenen niederländischen Damen, erlauben Sie mir, meine schönen Leserinnen, Ihnen in ihrer wahren Gestalt vorzustellen.

Sophie von Trasigny war die edle Jungfrau, welche sich unter den übrigen Damen, durch Schönheit, Anstand, Sanftmuth und eine, sowohl in ihrem Betragen, als in ihrem Anzuge, ganz unverkennbare Bescheidenheit, merklich auszeichnete. Selbst die Geschichtschreiber machen bei der Beschreibung der niederländischen Begebenheiten auf dieses junge holde Frauenzimmer fast in den nämlichen Worten aufmerksam: ihre Uibereinstimmung beweist für die Wahrheit ihres Lobes, so wie für ihre Bereitwilligkeit, wahren weiblichen Verdiensten in ihren Schriften ein bleibendes Denkmal zu stiften.

Der Name Trasigny wird übrigens meinen Lesern aus dem Vorhererzählten noch erinnerlich seyn. Johann von Trasigny, in dessen Gesellschaft Kunz seinen Einzug von Brügg nach Gent thun mußte, war Sophiens Bruder, — und beide Geschwister, abgerechnet die

aus der Verschiedenheit des Geschlechts nothwendig entspringenden Modifikationen des Charakters, einander ganz gleich — beide gleich gut, gleich sanftmüthig, — gleich theilnehmend, — gleich liebenswürdig. —

Schön war Sophie von Trasigny, in der Blüthe ihrer Jugend, kaum neunzehn Jahr alt. Erzogen durch die Hand einer guten einsichtsvollen Mutter, hatte ihr Verstand alle die Ausbildung bekommen, welche man von einem jungen Frauenzimmer in jenen Zeiten nur immer erwarten konnte, und ihr Herz — doch nachdem kurz vorher Bemerkten, glauben wir hierüber etwas Weiteres nicht hinzusezzen zu dürfen. —

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Den Damen wird in Gent die Zeit nicht lang.

Jezt war in Gent die zeither sehr spürbar gewesene Einförmigkeit auf einmal verschwun-

den.

den. — Oeffentliche Feste, Gesellschaften, Ritterspiele, kurz, alle Arten der Vergnügungen wechselten mit einander ab; man bemühte sich den Damen ihren Aufenthalt in Gent so angenehm als möglich zu machen, und unterdessen, daß die Herren von gesezten Jahren die, wegen Margarethens Verbindung mit dem Dauphin, aufgesezte Urkunde mit ängstlicher Genauigkeit wiederholt durchgiengen, hier etwas hinwegstrichen, dort etwas hinzusezten, jeden Ausdruk nochmals prüften, und dem Ganzen durch beigesezte Clauseln, hinzugefügte Erklärungen, und gegenseitige Ausfluchtsbegebungen, noch mehrere Bestimmtheit und Festigkeit zu geben bemüht waren, wetteiferten die jüngern Herren, den niederländischen Damen Unterhaltung zu verschaffen, und durch Spiel und scherzhafte muntere Gespräche den Gedanken, von ihren lieben Männern getrennt zu seyn, wenigstens für den Augenblik bei ihnen zu verscheuchen. — Auch behaup-

ten einige Geschichtschreiber, daß ihre Bemühungen bei den mehresten Damen nicht ohne glüklichen Erfolg gewesen seyn sollen.

Kunz fand hierbei trefliche Gelegenheit, im Stillen Beobachtungen anzustellen. — Hier bemerkte er eine Dame, welche blos um deswillen alle die artigen Sachen, die ihr mit so vieler Lebhaftigkeit gesagt wurden, gleichgültig anhörte, weil ohnfern von ihr ein anderer junger Herr die nämliche Rolle, und, wie es schien, mit gutem Succes, bei einer Dame spielte, auf die sie schon längst eifersüchtig gewesen war, und die jezt einen neuen Sieg über sie davon trug, da jener junge Ritter allerdings schöner, artiger, und überdem noch reicher gekleidet war, als derjenige, der ihr selbst die Cour machte. —

Dort mahlte sich die lebhafteste Freude, das innigste Vergnügen auf dem Gesichte eines jungen

gen Herrn, der in diesem Augenblikke fest überzeugt seyn zu dürfen glaubte, daß die Königin seines Herzens durch den sanften Druk ihrer Hand ihm hätte zu verstehen geben wollen, daß sie das für ihn empfände, was er so herzlich wünschte. — Ach! er wußte nicht, daß sie seiner spottete, daß sie durch ihn die Zahl ihrer Anbeter blos vermehren wollte, und daß sie in ihrem Herzen über ihn lachte, so freundlich und zärtlich sie auch immer auf ihn herabsahe.

Hier suchte ein junges Fräulein durch scheinbare Gleichgültigkeit den jungen Ritter nur noch fester an sich zu ziehen, der sich um ihre Gunst bewarb, und dort bemühete sich ihre Mutter selbst, die verblühten Reize ihrer Jugend noch einmal geltend zu machen.

Hier — — — —

Doch wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir unsern Lesern Kunzens sämmtliche

Beobachtungen mittheilen wollten; auch dürften durch dieses Wenige die Behauptungen unserer lieben Großmütter und Tanten, daß sich vormals etwas dergleichen gar nicht zugetragen hätte, und daß es vielmehr blos Folge der Aufklärung und des leidigen Bücherlesens wäre, unserm Bedünken nach, schon völlig widerlegt seyn. —

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Uiber das Glük der Ehe, und die Mittel, solches zu erlangen.

„Mir gewährt das alles viel Unterhaltung.“ —

„Gewis! — Aber lieber Kunz, ob auch den lieben Ehemännern?“ —

„Das ist freilich eine andere Frage. — Inzwischen .....

„Wäre ich verheirathet, so würde ich wenigstens meine Frau nie allein dergleichen Gesellschaften besuchen lassen.“ —

„Sollte

„Sollte das wohl das rechte Mittel seyn? lieber Trasigny“ — erwiederte Kunz —

„Und warum nicht?“ —

„Sieh! lieber Trasigny. Ist deine Frau gut und edel, so wird sie niemals deiner, niemals ihrer Pflichten vergessen, — und dann bist du schon sicher. — Ist sie aber leichtsinnig genug, ihre Pflichten einem augenblicklichen Vergnügen aufopfern zu können, dann ist's wahrhaftig selbst bei der äußersten Aufmerksamkeit unmöglich, jeden deiner Ehre nachtheiligen Vorgang zu verhindern.“ —

„Aber meine Gegenwart . . . .

„Wird zwar Bekanntschaft der Art, wenigstens für den Augenblik, verhindern können, aber ob nicht in der Seele deiner Frau eben in dem nämlichen Augenblikke der Wunsch darnach entsteht, ob nicht vielleicht schon der Gedanke der Möglichkeit . . . . .

„Dann

„Dann ists besser," unterbrach ihn Trasigny schnell, — „ich halte sie von allen dergleichen Gesellschaften zurük." —

„Erlauben denn das allemal die Verhältnisse? — Würdest du wohl jezt, zum Beweis, deine Frau haben zurüklassen können? — Und glaubst du nicht, daß eben auf diese Weise die häusliche Glükseligkeit am ersten untergraben, und am Ende just das bewirkt werden würde, was du so sorgfältig zu verhindern suchst?" —

„Ich sollte nicht meynen. — Oder ich verstehe dich nicht ganz." —

„Jede Frau, lieber Trasigny, sucht zu gefallen. Ein wesentlicher Hauptzug des weiblichen Charakters. — Die gute Frau ihrem Manne am meisten — die leichtsinnige jedem, der ihr gefällt. — Aber mit Recht verlangt auch die Frau, daß der Mann durch gegensei-

tige Aufmerksamkeit ihre Bemühungen, ihm zu gefallen, erwiedere."

„Und das mit allem Rechte."

„Gesezt nun, du besäßest ein gutes liebenswürdiges Weib, das selbst mit Aufopferung ihrer liebsten Wünsche nur die deinigen zu erfüllen sich bestrebte, — das keine Gelegenheit unbenuzt ließe, dir Freude zu machen, — das deine heimlichsten Wünsche dir ablauschte, um sie schon eher in Erfüllung bringen zu können, ehe du nur vermutheteſt, daß sie irgend jemanden außer dir selbst bekannt wären, und du wollteſt demohngeachtet ihre Liebe gegen dich in Zweifel ziehen, wollteſt auf irgend eine oder die andere Weise Mistrauen gegen sie äußern? — wollteſt . . . . .

„Nein, lieber Kunz! — das würde bei mir wenigstens nie der Fall seyn. — Ein solches Weib ist das höchste Gut, dessen ein Mann nur

theil-

heilhaftig werden kann — und er würde es nie verdienen, sobald er es nicht vollkommen zu schäzzen wüßte."

„Und gleichwohl würde das bei dir der Fall seyn, sobald du, aus übertriebener Besorgniß, sie an keiner gesellschaftlichen Freude würdest Theil nehmen lassen wollen — sobald du sie beständig in deinem Hause eingeschlossen hieltest — ihr jede Zerstreuung — jede Erheiterung versagtest . . . . .

„Richtig — lieber Kunz — bei solch einem Weibe würde das unbillig, ungerecht, — unnöthig seyn — obgleich, meinem Bedünken nach, Vorsichtigkeit selbst bei dem besten Weibe nichts schaden kann." —

„Gern will ich dir das zugeben. — Allein so viel ist doch auch gewis, daß durch nichts in der Welt die eheliche Glükseligkeit leichter

gestört werden kann, als durch Mistrauen. Ohne die innigste Freundschaft kann keine Ehe glüklich seyn, — und kann wohl Freundschaft statt finden, sobald einer gegen den andern Mistrauen hegt?" —

„Mistrauen soll zwischen Eheleuten nie statt finden: aber Vorsichtigkeit . . . . .

„Im Grunde das Nämliche. — Der Mann hält seine Frau aus Vorsichtigkeit von manchem an sich erlaubten Vergnügen zurük, — und warum? — weil er besorgt, es möchte am Ende seiner Ehre nachtheilig werden, — oder mit kurzen Worten: weil er sich auf das Ehrgefühl seiner lieben Frau nicht sicher genug verlassen zu können glaubt. — Und ist dies wohl etwas anders als Mistrauen?" —

„Ja, von der Seite betrachtet . . . . .

„Und nun, lieber Trasigny, was kann wohl für die Frau beleidigender, als dieses Mistrauen in ihr Ehrgefühl, ihre Rechtschaffen-

heit

heit — ihre Tugend seyn? — Sezze dich einmal selbst an ihre Stelle! — Ist die Frau wahrhaft gut, liebt sie ihren Mann aus vollem Herzen, findet sie in der Erfüllung ihrer Pflichten ihre einzige Glükseligkeit, — wie hart ist's dann von dem Manne, das gute holde Geschöpf durch Mistrauen zu beleidigen, und wie kränkend muß es für sie seyn, wenn sie dieses Mistrauen fühlt! — Wird sie wohl mit Heiterkeit, mit fröhlichem Herzen . . . . .

„Bei solch einem Weibe würde schon der geringste Schein von Mistrauen höchst strafbar seyn. —

„Und bey einem minder guten Weibe kann er auf jeden Fall gefährlich werden. — Die mehresten Dinge in der Welt erhalten erst dann für uns einen Reiz, sobald sie uns verboten werden. — Versagst du deiner Frau ein Vergnügen, das sie wünscht, so wird sie entweder ihre Bitte gleich wiederholen, oder schlau

genug einen Zeitpunkt erwarten, wo sie dich eher zu der Erfüllung ihrer Wünsche bewegen zu können glaubt. — Bist du schwach genug, ihren wiederholten Versuchen doch am Ende nachzugeben, so ist dann für immer dein Wille dem ihrigen unterthan . . . . .

„Das würde nun wohl bei mir der Fall nie seyn." —

„Lieber Trasigny," unterbrach ihn Kunz lächelnd, „die Weiber! — die Weiber! — Aber gesezt, du bleibst fest auf deiner Meynung, führst Gründe an, warum du es nicht verstatten kannst, thust Vorstellungen — erklärst ihr, warum es durchaus nicht angehen wolle, — kurz, beharrst auf deinem Sinne, — so wird dein liebes Weib bitten, vorstellen, schmollen, weinen, — und richtet sie doch nichts aus, dann begieb dich auf etliche Tage des Hausfriedens. — Am Ende wird zwar wieder Friede gemacht, aber bei jedem ihr versagten Wunsche geht die Sache den

nämlichen Gang: man wird endlich kälter, spricht von Eigensinn; das liebe Weib wird launig — hängt das Köpfchen, und dann muß entweder Freund Trasigny doch nachgeben, oder — der liebe Hausfriede flieht auf immer dahin. — Traun! lieber Trasigny, das Schiffelein des heiligen Ehestandes verlangt einen guten Steuermann, wenn es nicht stranden, nicht scheitern soll. —

Achtundvierzigstes Kapitel.

Fortsezzung.

„Soll denn also der Mann jeden Wunsch seines Weibes um des lieben Hausfriedens willen erfüllen? — Soll er denn . . . . .

„Schon in dem Tone deiner Frage, lieber Trasigny, liegt die Antwort, — und ich stimme mit dir völlig überein, daß es bedenklich — höchst gefährlich seyn würde, wenn der Mann

jeden Wunsch seines Weibes sogleich genehmigen, erfüllen wollte. — Das hebt jedoch immer nicht das auf, was ich so eben gesagt habe." —

„Aber wie soll ich das mit einander vereinigen? . . . . .

„Meinem Bedünken nach, lieber Trasigny, darf der Mann nie durch Widerspruch den Eigensinn seiner Frau rege machen. — Du lächelst, — als wenn das unmöglich wäre! — Nein, guter Freund, er darf es nur nie zum Widerspruch kommen lassen, und . . . . .

„Wie ist das möglich, sobald er nicht unbedingt in alles willigt . . . . .

„Keinesweges. — Nach meiner Uiberzeugung darf nur ein Mann in Zeiten den Verstand seiner Frau zu bilden, sie mit ihren Pflichten als Gattin, als Mutter, als Hausfrau näher bekannt machen, sie zu überzeugen suchen,

suchen, daß nur durch genaue Erfüllung derselben das wahre Glük des ehelichen häuslichen Lebens befördert werden könne, — und sie wird gewis in solchen Augenblikken Entschlüsse fassen, welche ganz seinen Wünschen entsprechend sind. — Ich gebe zwar zu, lieber Trasigny, daß das Zusammentreffen mehrerer Umstände, der Reiz der Neuheit, und tausend andere zufällige Dinge, diese guten Entschlüsse für den Augenblik wieder wankend machen können; allein ist die Frau einmal gewis, daß es ihr Mann herzlich mit ihr meynt, daß er selbst sich manches um ihrentwillen versagt, und dies ist doch ebenfalls Pflicht des Mannes, — weis sie bereits aus mehrern Vorgängen, daß ihre Wünsche, sobald sie nur mit ihren Hauptpflichten vereinbar, und in ihren Verhältnissen möglich waren, nie unerfüllt blieben, und endlich, empfindet sie für ihren Mann die innige Hochachtung und das völlige Zutrauen, ohne welches doch nie eine glükliche Ehe statt finden

kann, so bin ich fest überzeugt, sie wird nichts ohne sein Vorwissen, ohne seine Einwilligung unternehmen, und selbst auf den Fall, wenn ihm dieses oder jenes bedenklich schiene, sich sehr bald bei seinen Gründen beruhigen." —

„Aber wenn das eheliche Glük so leicht zu begründen ist, warum findet man es so selten? . . . . .

„Wer klagt am meisten? — Nicht wahr, die Männer?" —

„Wahrscheinlich, weil sie die mehreste Veranlassung zum Klagen haben.

„Wohl auch, weil sie die mehreste Veranlassung zum Klagen zu haben glauben. — Folgten die Männer meinem Rathe, wer weis, ob man so viel von unglüklichen Ehen hören würde?" —

„O du hochgelahrter Meister!" —

„Nun! Nun! — Nur Erfahrungen machen den Mann."

„Und seit wie lange machst denn du Ehestandserfahrungen?“ —

„Spotte nicht! — Ich weis, daß über jede Lage nur derjenige eigentlich am gründlichsten sprechen kann, wenigstens sprechen können sollte, der sich selbst darinnen befindet, oder befunden hat. — Inzwischen ist doch wohl so viel gewis, daß man, auch ohne selbst verheirathet gewesen zu seyn, doch eine Menge von Beobachtungen über den Ehestand gemacht, und Erfahrungen gesammlet haben kann . . . . .

„Auf die sich dann nun deine Ehestandsweisheit gründen soll. Doch laß einmal hören. — Also die Männer, die Männer sollen die mehreste Schuld haben. — Nicht?“ —

„Ob just die mehreste? das will ich nicht sagen — aber ganz frei sprechen kann ich sie doch auch nicht. — Denke dir selbst, lieber

Freund, die erste, beste Heirathsgeschichte. —
Der junge ehelustige Mann sieht ein Mädchen, das ihm gefällt; er beschließt sie zu heirathen, und nun sind alle seine Bemühungen dahin gerichtet, sich ihre Gewogenheit, sich ihre Liebe zu erwerben. — Wie sorgfaltig sucht er sich von ihren Wünschen zu unterrichten, und wie eifrig bestrebt er sich, selbst mit Verleugnung seiner selbst, jeden derselben in Erfüllung zu bringen! Seine Bemühungen bleiben nicht ohne glüklichen Erfolg, — das Mädchen schenkt ihm ihre Liebe, — giebt ihm am Ende die Hand, in der zuversichtlichsten, auf seine wiederholten Betheurungen sich gründenden Hofnung, daß seine Liebe nie erkalten, seine Aufmerksamkeit und Gefälligkeit sich eher vermehren als vermindern werde. —

Glüklich und froh sind die ersten Zeiten des Ehestandes; da hört man von keiner Klage, und warum? — Der Mann fühlt sich entwe-

der

der wirklich durch den Besiz seiner Gattin glüklich, und um deswillen verpflichtet, sie mit fortdauernder, vielleicht noch wachsender Aufmerksamkeit und Gefälligkeit zu behandeln, — oder gewisse Verhältnisse machen es nöthig, wenigstens noch eine Zeit lang, sich auch als Mann in der Gestalt zu zeigen, die er als Liebhaber, als Bräutigam anzunehmen für dienlich fand.

Bald aber wird dem jungen Ehemann dieser Zwang lästig, der Reiz der Neuheit hat sich verloren, — seine Gattin ist nun auf immer mit ihm verbunden, — was hat er nun zu besorgen, wenn er sich in seiner eigenthümlichen Gestalt zeigt? — wenn er nun auch seinen Launen, seinen Einfällen folgt, wenn er nun auch seinen Willen geltend zu machen sucht? — Ich will gern zugeben, daß dieses unter manchen Verhältnissen rathsam, sogar bei mancher Frau nothwendig seyn kann, — allein sezze dich an die Stelle der jungen Frau, — muß

ihr

ihr nicht diese Veränderung in dem Betragen ihres Mannes auffallend seyn? — wird sie nicht, so oft sie ihrem Manne nachzugeben genöthigt ist, über seine wenige, sich gegen vorige Zeiten merklich verminderte Gefälligkeit seufzen, wird sie nicht sehr bald sich überzeugen, daß er sich als Liebhaber, als Bräutigam nur verstellte, um auf diese Weise ihr Wohlwollen, ihre Zuneigung, ihre Hand zu erlangen? — Und muß diese Uiberzeugung nicht am Ende ihre Achtung gegen ihn vermindern? — wird sie nicht bei jeder neuen Versicherung seiner Liebe, gesezt auch, daß er es ganz redlich meynt, immer besorgen, daß auch jezt Verstellung darunter verborgen sey, daß er vielleicht jezt ebenfalls wieder dieses Mittel anwende, um irgend eine seiner Absichten dadurch zu erreichen? — Schlägt bei ihr einmal Mistrauen Wurzel, vermindert sich ihre Achtung gegen den Mann, dann ist's um das eheliche Glük zum größten Theile gethan." —

„Ich

„Ich gebe das zu. — Aber so würde der Mann nie, die Frau beständig ihren Willen haben müssen, wenn . . . . .

„Nur im Anfange nicht versehen. — Der Liebhaber zeige sich seiner Geliebten nie anders, als er als Mann zu handeln gedenkt, und das alles wird in der Ehe dann gewis nicht statt finden. — Verstellung entehrt schon an sich jeden Mann, und . . . . .

„Oft erfordert aber die Klugheit, sich nicht so zu zeigen, nicht dasjenige zu äußern, was man unter andern freiern Verhältnissen, der innern Uiberzeugung nach, gewis geäußert haben würde. —

„Das hebt immer meine vorige Behauptung nicht auf. — Klugheit und Arglist sind eben so von einander unterschieden, als Vorsichtigkeit und Verstellung. — Der kluge Mann wird in jedem Verhältnisse mit Vorsich-

tigkeit

tigkeit handeln, und eben um deswillen nie zur Verstellung seine Zuflucht nehmen dürfen. — Nur der Unvorsichtige wird die Fehler seines Betragens durch Verstellung wieder gut machen wollen, und der Arglistige wird, vom Anfange an, nie offen zu Werke gehen. — Und nun, lieber Trasigny, sollten nicht öfters die Männer an ihrem eigenen Unglükke in der Ehe selbst Schuld seyn?" —

„Ich muß dir das zugeben. — Aber gesezt nun, daß ein Mann alle diese Regeln befolgte, seine Frau mit gleicher Herzlichkeit, mit gleicher Aufmerksamkeit behandelte — ihr jeden erlaubten Wunsch nicht versagte — kurz, alle Pflichten erfüllte, die ihm als Mann, als Vater, als Gatten obliegen, und seine Frau wäre demohngeachtet . . . . . .

„Dann — sezte Kunz mit Achselzukken hinzu — dann hilft nichts als — Geduld. —

Neunundvierzigstes Kapitel.

Kunz macht eine neue Bekanntschaft.

Kunzens Zuneigung gegen den Herrn von Trasigny war, von dem ersten Augenblikke ihrer nähern Bekanntschaft, mehr und mehr gewachsen, und endlich gegenseitig in die genaueste und innigste Freundschaft übergegangen. —

Daß daher der Herr von Trasigny seiner Schwester, bei ihrer gegenwärtigen Anwesenheit in Gent, Kunzen als seinen besten Freund vorstellen, und aus der Fülle seines Herzens zu seinem Lobe alles Mögliche sagen würde, werden meine Leser bereits erwartet haben, und Kunz, der jeden Vorzug seines Freundes mit innigem Vergnügen bemerkte, freute sich um so mehr, jezt Sophien persönlich kennen zu lernen, da ihr Bruder ihm schon vorher so viel Gutes von ihr erzählt hatte, und er alles

das nicht nur bestätigt, sondern sogar noch weit mehr fand, als der bescheidene Trasigny von seiner Schwester zu sagen sich erlaubt hatte.

Es war damals vielleicht noch seltener, als als gegenwärtig, ein Frauenzimmer zu finden, welches sich durch wahre innere Vorzüge, verbunden mit jener liebenswürdigen, unsern schönen Leserinnen gewis ganz eigenen Bescheidenheit, unter ihren Zeitgenossinnen auszeichnete. — Die mehresten sezten ihren Werth blos auf Jugend oder Schönheit, einige glaubten alle ihre Pflichten schon dadurch erfüllt zu haben, wenn sie sich als gute Wirthinnen, als häusliche, arbeitsame Hausfrauen bewiesen, und andere berechneten ihren Werth blos nach der Menge von Anbetern, die sie umgaben. —

Die mehreste Achtung verdienen nun zwar immer jene wirthlichen Hausfrauen, da sie

doch wenigstens eine ihrer Hauptpflichten, und ich will sogar zugeben, eine ihrer ersten Hauptpflichten zu erfüllen sich bemühen, allein so nothwendig dieses auch immer ist, und so wenig, im Durchschnitt genommen, ohne Wirthlichkeit der Hausfrau das Wohl einer Familie bestehen kann, so werden doch meine schönen Leserinnen mir zuzugeben die Gefälligkeit haben, daß sich darauf nicht einzig und allein das Glük der Ehe gründen könne, und daß, wenn man dieses behaupten wollte, eben dadurch jener das wahre Glük der Ehe am mehresten störende Irrthum, als wäre die Frau blos die Wirthschafterin des Mannes, und lediglich um deswillen da, um seine häuslichen Angelegenheiten zu besorgen, nur noch mehr ausgebreitet werden würde.

Daß Kunz in dem Augenblikke, als ihn sein Freund Trasigny der holden Sophie vorstellte, an alles dieses nicht dachte, werden

meine Leser, auch ohne meine Versicherung, gewis von selbst glauben. Der junge Mann denkt nur dann erst über dergleichen Gegenstände anhaltender und ernsthafter nach, wenn er selbst, den wichtigsten Schritt seines Lebens zu thun, und sich auf immer mit einem lieben Wesen zu verbinden, im Begrif stehet. — Dann, freilich, sieht er die Sache aus einem ganz andern Gesichtspunkte an, und Heil ihm und seiner künftigen Gattin, wenn er das Wahre von dem Falschen, — das Wesentliche von dem Zufälligen, — das Bleibende von dem Dahinschwindenden, in diesem Zeitpunkte zu unterscheiden, zu trennen vermag! —

Kunz dachte an alles das gar nicht, wenigstens nur so dunkel, daß er es selbst nicht wußte, gesezt auch, daß es doch der Fall gewesen seyn sollte. — Inzwischen that es ihm doch gar wohl, sich in der Gesellschaft eines Frauenzimmers zu befinden, bei der er für

Kopf und Herz Nahrung fand, und wer konnte es ihm wohl verdenken, daß er, nachdem er nun einmal durch seinen Freund bei Sophien eingeführet war, so oft als es nur immer die Verhältnisse erlaubten, seinen Besuch bei ihr wiederholte, zumal da Sophie ihm hierzu noch besondere Erlaubniß gegeben, ihn versichert hatte, daß sein Besuch ihr allemal angenehm seyn würde, und ihre zuvorkommende Höflichkeit ihn von der Wahrheit ihrer Versicherungen vollkommen überzeugte.

Funfzigstes Kapitel.

Einige Erläuterungen.

„Aber wie konnte Sophie, als ein unverheirathtes Frauenzimmer, Kunzen verstatten seine Besuche so öfters zu wiederholen? — Wie durfte sie sogar, ohne den Anstand zu beleidigen, sich die vorbemerkten Aeußerungen gegen ihn erlauben?“ —

Daß Sie, meine schönen Leserinnen, mir diese Frage aufwerfen würden, konnte, mußte ich allerdings voraussehen; aber ich hoffe durch das, was ich Ihnen sogleich zu sagen die Ehre haben werde, alle die Zweifel, welche Ihnen vielleicht wider Sophiens Vorsichtigkeit beigehen mögen, völlig heben zu können, und Sie zugleich zu überzeugen, daß Sophie in ihren Verhältnissen sich diese Aeußerungen gegen Kunzen, ohne den Anstand nur im mindesten zu beleidigen, gar wohl erlauben durfte.

Kunz war Sophien, durch ihren Bruder, als ein Mann bekannt worden, der sowohl von Seiten seines Herzens als seines Verstandes die tiefste Achtung verdiente, und sie konnte sich um so mehr hierinnen auf das Zeugniß ihres Bruders verlassen, da sie von seiner eigenen Rechtschaffenheit völlig überzeugt war, indem sie wußte, daß er nur sparsam zu loben, und dann nur erst über die Moralität eines

Mannes zu urtheilen pflegte, wenn er ihn lange genug, und in mehreren Situationen zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. — Ein für Kunzen so günstiges Urtheil ihres Bruders mußte daher bei Sophien allerdings einen sehr vortheilhaften Eindruk machen.

Doch nicht blos Trasigny lobte seinen Freund, auch mehrere achtungswerthe Männer, mit denen Sophie während ihres Aufenthaltes in Gent bekannt worden war, sprachen von ihm, als einem jungen Mann, der sich unter den übrigen Höflingen gar sehr auszeichnete, und der sich in seiner, wegen seiner vormaligen Verhältnisse gegenwärtig gewissermaassen gespannten Lage, beständig mit eben so vieler Klugheit als Rechtschaffenheit zu betragen verstünde.

Aber noch mehr als dieses galt bei Sophien das Zeugniß der Frau von Borselen. —

Wir haben schon oben die freundschaftlichen Verhältnisse zu bemerken Gelegenheit gehabt, in denen sich Frau von Borselen und Kunz mit einander befanden, und so wenig wir auch seitdem davon etwas erinnert haben, so können wir doch versichern, daß die gegenseitige Freundschaft dieser beiden Personen sich, seitdem Kunz für immer in Gent war, wirklich noch vermehrt hatte, und gewissermaaßen inniger, als ehemals, geworden war. —

Frau von Borselen behauptete zwar noch immer, daß Erzherzog Maximilian kein Recht an der Regierung der niederländischen Provinzen habe, und daß nur der junge Herzog Philipp als Regent angesehen werden dürfe, — so wie dagegen Kunz immer noch fortfuhr, die Rechte seines gnädigen Herrn zu vertheidigen. — Allein das störte, im Ganzen genommen, das gute Vernehmen zwischen beiden keinesweges, es gab vielmehr nur die Veranlas-

sung zu mancher muntern Unterhaltung und zu manchem Scherz, da bald die eine, bald der andere den Sieg davon getragen, und, so wenig es auch immer jedes zugestehen wollte, den andern völlig widerlegt, zum Stillschweigen gebracht zu haben versicherte. — Uibrigens war man darinnen völlig einverstanden, daß der junge Herzog zum guten löblichen Regenten gebildet werden müßte, und daß, wenn diese Absicht erreicht werden sollte, dem ehrwürdigen Herrn Adrian von Clermont durchaus nicht zu viel Freiheit verstattet, ihm so wenig als möglich mit dem Prinzen sich allein zu unterhalten erlaubt werden dürfte. — Doch darüber werden wir noch in der Folge unsern Lesern ausführlichere Nachrichten mitzutheilen nicht ermangeln. —

Konnte denn nun wohl unter diesen Umständen das Zeugniß der Frau von Borselen über Kunzen anders als günstig ausfallen? —

und mußte nicht Sophie wirkliche Achtung für Kunzen empfinden, zumal da sein Betragen jede seiner Aeußerungen, alles das bestätigte, was man zu seinem Lobe ihr wiederholt erzählt hatte?

„Aber bei alle dem würde es doch wohl vorsichtiger von Sophien gewesen seyn, wenn sie sich jene Aeußerungen gegen Kunzen nicht erlaubt, seine Besuche blos erwartet, ihn, selbige zu wiederholen, nicht selbst veranlaßt hätte.“ —

Erlauben Sie mir, meine schönen Damen, ehe Sie Sophien hierbei einer Unvorsichtigkeit beschuldigen, nur noch hinzusezzen zu dürfen, daß Sophie bei der Frau von Borselen wohnte, daß sie Kunzen nicht anders als in Gegenwart dieser würdigen Frau sehen konnte, daß Kunz, wie wir schon vorher bemerkt haben, der vertraute Freund der Frau von Borselen war,

und sich, so viel es nur immer seine Verhältnisse verstatteten, ohnedem schon in ihrer Gesellschaft befand, daß der Herr von Trasigny seine Schwester selbst ersucht hatte, Kunzen mit der seinen Verdiensten angemessenen zuvorkommenden Achtung zu behandeln, — und ich hoffe, jener Vorwurf wird nun wohl nicht mehr statt finden können.

Einundfunfzigstes Kapitel.

Kunz macht sehr wichtige Entdekungen.

Unvermerkt war inzwischen der Zeitpunkt herangerükt, wo die Prinzessin Margaretha nach Frankreich abgeführet werden sollte. — Ihr Gefolg war bestimmt, — ihre Geleitschaft ausgewählt, in wenig Tagen sollte die Abreise erfolgen. —

Jezt fühlte Kunz zum erstenmale lebhaft, wie sehr er sich an Sophiens Umgang gewöhnt,

wie groß seine Anhänglichkeit an ihr, wie theuer sie seinem Herzen geworden war. —

Heuchelei, Verstellung war, wie meine Leser schon mehrmals zu bemerken Gelegenheit gehabt haben werden, durchaus nicht in Kunzens Charakter zu finden, und, zu seiner Ehre können wir hinzusezzen: auch gegen sich selbst war er nie Heuchler. — Daher kam's denn, daß er sich sehr bald selbst gestand, daß er Sophien nicht blos um ihres Bruders willen achtete und schäzte, und daß seine Gefühle gegen sie nicht blos Freundschaft, sondern wirkliche Liebe zum Grunde hätten. —

Sich dieser Liebe zu schämen, hatte er keine Ursache. Sophie verdiente, ihrer trefflichen Eigenschaften, ihrer unverkennbaren Herzensgüte halber, die tiefste Achtung, die innigste herzlichste Liebe, — aber der Gedanke, ob auch sie ihn liebe? ob nicht vielleicht die Beweise ihrer

zuvor-

zuvorkommenden Aufmerksamkeit blos Folge der Freundschaft, blos Folge der Empfehlungen ihres Bruders, blos Folge des Beispiels der Frau von Borselen wären? — das war, was ihn für den Augenblik beunruhigte.

Doch wir würden umsonst uns bemühen, diese Ebbe und Fluth in dem Herzen eines jungen feurigen Mannes zu beschreiben, der zum erstenmale Liebe fühlt, und den der Gedanke: ob er auch auf Gegenliebe hoffen dürfe, — beunruhigt.

Zu enge ward's ihm auf der Burg. — Er wollte hineilen zu Sophien — aber bald überlegte er, daß die beiden Damen jezt tausend Geschäfte der bevorstehenden Abreise halber zu besorgen haben, daß er sie in diesen Augenblikken belästigen würde, — bald wollte er seinem Freund Trasigny die innern Gefühle seines Herzens mittheilen — aber auf halbem

Wege

Wege kehrte er wieder um, — es war ihm unmöglich, schon jezt mit ihm darüber zu sprechen. —

Er wollte in's Freie — mühsam arbeitete er sich durch das, auf dem Burgplaz versammlete Volk, welches die Prinzessin vor ihrer Abreise noch einmal sehen wollte, — durch die Menge der Armen, welche auf das Almosen warteten, das man ihnen bei dieser Gelegenheit auszuspenden versprochen hatte, und wofür sie, für die Prinzessin, Segen vom Himmel erflehen sollten. —

„Gestrenger Herr! auf ein Wort!" redete ihn jezt ein alter Mann an, bei dem er sich so eben vorbei drängte.

„Dorthin, mein Freund" — erwiederte Kunz ohne ihn anzusehen — „an den runden Thurm müßt ihr gehen, — dort wird das Almosen ausgetheilt." —

„Ich

„Ich verlange kein Almosen — nur mit euch wünsch' ich zu sprechen."

„Mit mir? — Nun so folgt mir —

„Und was ist euer Begehr?" — fuhr Kunz fort, nachdem sie aus dem Gedränge des Volks heraus waren.

„Ich wünschte mit euch allein sprechen zu können." —

„Und sind wir's nicht?" —

„Nicht so ganz, wie ich wünsche." —

„Sonderbar! — aber wer seyd ihr?" —

„Alles das nachher! — Jezt bitt' ich euch, folgt mir." —

Der Fremde gieng voran, Kunz folgte stillschweigend nach. Der Fremde führte ihn zum Thor hinaus aufs freie Feld; in der ganzen Gegend war niemand zu sehen.

„Herr Ritter Kunz," — sprach der Fremde in deutscher Sprache, nachdem er vorher in flamändischer gesprochen hatte, — „dieses

Blatt wird euch überzeugen, wer mich gesendet hat . . .

Hastig erbrach Kunz den Brief. — Es war Erzherzog Maximilians Handschrift. —

„Dem alten Konrad, der dir dieses Schrei„ben überbringt, gehe mit Rath und That an „die Hand. Durch ihn wirst du näher erfah„ren, was der Adler verlangt, dem seine Jun„gen geraubt worden sind. —

„Nein! Konrad! du bist's?" — rief Kunz verwundert. „Wahrhaftig! so hätt' ich dich nicht erkannt. — Aber was ist dein Begehren? — Was verlangt unser lieber gnädiger Herr?" —

„Gott sey Dank! erwiederte Konrad, daß ich euch gefunden habe, daß ich euch so gefunden habe. — Auch ich hätt' euch kaum wieder erkannt. Wie stattlich seyd ihr heraus geputzt! Traun, es muß euch hier gar wohl gehen — und . . . . .

„Ist

„Ist der Erzherzog wohl auf?“ — unterbrach ihn Kunz, — „was sagt' er, als er dich an mich sendete? — War er gnädig? Rede! so sag doch, was ich thun, was ich dir rathen soll?“ —

„Lieber gestrenger Herr! — ihr laßt mich ja gar nicht zum Worte kommen. — Schon mehrere Tage bin ich hier in Gent, habe gar vielfältig versucht an euch zu kommen, — aber es war nirgend eine Möglichkeit. — Geradezu wollte und sollte ich nicht gehen; das hatte mir der Erzherzog verboten; da bin ich nun um die Burg umher geschlichen, habe Stunden lang auf der Lauer gestanden, aber immer umsonst. — Und hätt' ich nicht heute von ohngefehr euch getroffen . . . .

„Nun gut, Konrad, aber was verlangst du von mir zu wissen?“ —

„Seht, Ritter Kunz, dem Erzherzog thut es fast wehe, daß seine lieben Kinder hier sind, und ich glaube, er gäbe gar viel darum, wenn er sie wieder bei sich haben könnte. — Lieber Gott! wie ihm dabei zu Muthe ist, weiß ich gewis, ob ich schon nur ein gemeiner Reutersmann bin — habe selbst drei Kinder und mein Weib in Neustadt lassen müssen, und die Buben sind doch schon groß und beim Heere, — ja seht, gestrenger Herr, wenn ich sie noch einmal wieder sehen, wenn ich sie bei mir hier haben könnte, ich wollte alles, was ich habe, hingeben. — Daß ich wieder auf unsern gnädigen Herrn komme, nun ist er darüber vom Anfange gar unmuthig gewesen, und hat Tag und Nacht darauf gesonnen, wie er seine lieben Kindlein wieder zu sich bringen möchte. Aber ihr wißt selbst besser als ich, daß ihm solches bis jezt noch nicht gelungen ist. — In wenig Tagen soll nun die Prinzessin Margarethe wieder seinen Willen gen Frankreich geführet wer-

den; da ist er denn sehr traurig, und will sol-
ches durchaus nicht geschehen lassen, hat auch
zeither alles versucht, um die flandrischen Herren
in der Güte von solchem Vorhaben abwendig
zu machen, aber leider umsonst. Daher hat er
denn beschlossen, die Prinzessin mit Gewalt aus
ihren Händen zu befreien, und Wilhelmen von
Stein mit funfzig Reisigen ausgesendet, sie
auf dem Wege nach Frankreich ihnen abzuneh-
men." —

„Das wird kein gutes Ende nehmen!" —
unterbrach ihn Kunz.

„Der Erzherzog mag das wohl auch selbst
besorgen. — Denn wie Wilhelm von Stein
mit seinen Reisigen schon ausgezogen, und et-
liche Tage von uns war, ließ mich der Erzher-
zog zu sich rufen, gab mir das Schreiben, und
befahl mir, zu euch zu eilen. Ich sollt' euch al-
les erzählen, und so ihr ein Bedenken hättet,
oder sonst Rath wüßtet . . . .

„Nein, Konrad, dazu kann ich nicht rathen. — Mehr als hundert Wappner, ohne die Herren und Ritter, geleiten von hier aus die Prinzessin; Wilhelm von Stein würde gegen sie nichts ausrichten. — Warlich, das geht nicht. — Und zudem behielten sie ja noch immer den Herzog Philipp in ihren Händen, — Gott weiß, was daraus erfolgen könnte. — Eile zu unserm gnädigen Herrn zurük, sag ihm, daß der Handel fast bedenklich, der Ausgang ungewis sey, und die Folgen höchst wahrscheinlich zu seinem und Herzog Philipps Nachtheil ausfallen würden . . . .

„S'ist mir immer auch so gewesen, aber ich durft's freilich nicht sagen. Dacht's aber gleich, daß ihr, Herr Ritter, nicht einstimmen würdet. — Wollte doch Gott, ihr wäret noch bei uns! — es würde manches nicht so gegangen, manches unterblieben seyn. — Und ich denke, unsere Sachen würden jezt besser stehen,

wenn ihr dem Erzherzog immer bei der Hand gewesen wäret. — Aber das wußten auch die Niederländer, darum führten sie euch mit sich hinweg. — Ja wenn ich noch daran denke, wie wir wieder nach Brügg kamen, — das werde ich mein Lebetage nicht vergessen! — Wie Kinder, wenn sie unrecht gethan haben, sich nicht getrauen den Vater anzusehen, und sich vor ihm verbergen, so machten's die Brügger. — S'fiel uns wohl auf, — aber so was konnten wir nicht vermuthen. — Endlich in der Burg erfuhren wir, leider Gottes! warum die Brügger so scheu gethan hatten. — Solch Jammer und Herzeleid hab' ich mein Lebetage nicht gesehen, mag es auch nie wieder erleben." —

„Glaub's wohl, guter Konrad!" —

„Auch war unser gnädiger Herr etliche Tage lang fast hoch betrübt, daß er seine lieben Kindlein in den Händen seiner Feinde wissen mußte, und mochte doch zu ihrer Erlösung so-

gleich nicht etwas veranstalten. — Zwar sollten wir sofort ausziehen, und sie den Flandrern wieder entreißen, aber die Räthe redeten's ihm wieder aus, — denn unserer waren gegen sie nicht viele, und würden wir mit Gewalt gar wenig ausgerichtet haben. — Auch that es ihm sehr wehe, daß ihr, wie es vom Anfange an hieß, mit den Flandrern gezogen wäret."

„Und glaubte denn der Herzog solchen bösen Leumund?" —

„S' mochten wohl viele seyn, die ihm solches bereden wollten, — ihr wißt ja selbst, wie das zu gehen pflegt; so der Herr auf einen unhold wird, sind immer mehrere, die ihn anschuldigen, als vertreten. — Und hattet ihr freilich den Schein gar sehr wider euch. — Denn daß ihr bei vielen flandrischen Herren aus- und eingiengt, und mit ihnen gut Freund waret, wußte jedermann, und war schon oft darüber gesprochen worden. — Auch wollten euch einige

nige an dem nämlichen Tage zu dem Herrn von Borselen haben gehen sehen, und . . . .

„Als mir Gott helfe!“ — unterbrach ihn Kunz, — „ich wußte von dem allen nichts, und würde ich gewis den Erzherzog gewarnet haben, so mir von solchem Anschlage in Zeiten etwas bekannt gewesen wäre.“ —

„Solches hat auch nachher der Herr von Ravenstein unserm gnädigen Herrn selbst versichert, und haben dann die bösen Lästermäuler mit großer Beschämung schweigen müssen, und ihr Anschlag, euch aus der Gunst des Erzherzogs und in seine Ungnade zu bringen, ist nunmehr völlig vereitelt worden. Denn darauf hatten sie es doch nur abgesehen. — Wie gesagt, der Erzherzog ist euch jezt wieder so hold und geneigt als ehedem, und mögt ihr das selbst am besten daraus erkennen, daß er mich jezt an euch in dieser hochwichtigen Sache gesendet,

und euern Rath hierüber verlangt hat. — Wehe thun wird's ihm freilich, daß er seine lieben Kindlein nicht wieder erhalten kann, und den Abzug der Prinzessin nach Frankreich geschehen lassen muß, aber so ich ihm sagen werde, was ihr . . . . .

„Und bei Gott, ich kann nicht anders zu diesem Handel rathen. — Doch alle Hofnung muß man noch nicht aufgeben. — Mit der Prinzessin — da ist freilich nichts mehr zu thun. Aber mit Herzog Philippen wär's doch wohl möglich, wenn man . . . . .

„Nun? — Wie meint ihr? ?" —

„Konrad! wenn du dich deines Auftrags entledigt, und dem Erzherzog Kundschaft gethan hast, — so komm wieder zu mir zurük, doch vorsichtiglich, damit niemand erfahre, daß du zum Hofgesinde des Erzherzogs gehörest. — Ich gedenke dich hier unter irgend einem Vor-

wande

wande bei mir behalten zu können, und durch dich soll dann der Erzherzog erfahren, wenn Zeit und Stunde kommen ist, den Herzog Philipp ihm wieder zuzuführen."

„Das lohn' euch Gott! Herr Ritter — und nun kehr' ich noch einmal so gerne zu unserm lieben gnädigen Herrn zurük." —

„Geh, guter Konrad, — bald seh' ich dich wieder." —

Zweiundfunfzigstes Kapitel.

Unerschütterliche Treue, feurige Liebe.

Dieser allerdings unerwartete Vorgang machte auf Kunzen, einen sehr großen Eindruk. Er freute sich herzlich über die Nachricht, daß der Erzherzog jezt von seiner Treue überzeugt sey, — daß die Bemühungen der Höflinge, ihn um die Gunst und das Vertrauen seines gnädigen

Herrn zu bringen, fruchtlos gewesen wären, und daß sich vielleicht nunmehr eine Gelegenheit finden würde, die unverkennbarsten Beweise seiner unwandelbaren Treue durch die Befreiung des Prinzen aus den Händen der Flandrer an den Tag zu legen, ob er schon für den Augenblik die Art und Weise noch nicht bestimmen konnte, wie das zu bewerkstelligen möglich seyn würde, zumal da die Flandrer auf den Prinzen jezt mehr als jemals ein wachsames Auge zu haben schienen, auch der Herr von Borselen durch andere Angelegenheiten von der speciellern Aufsicht über seine Erziehung abgezogen, und selbige dem Herrn von Ravenstein übertragen worden war, mit dem Kunz bei weitem nicht in so gutem Vernehmen als mit jenem stand, und der überdem, so sehr er es auch zu verbergen wußte, und so viel Achtung er auch immer gegen den Erzherzog zu haben versicherte, sich doch am meisten bemühete, seinen Entwürfen entgegen zu arbeiten, und besonders ihn

von der Vormundschaft über seinen Sohn völlig auszuschließen, wiewohl, welches wir zu seiner Entschuldigung nicht übergehen dürfen, Hanns Koppenolle, der sich seines Vertrauens zu bemächtigen gewußt hatte, hieran die mehreste Schuld haben mochte.

Kunz hatte jedoch aus mehrern Vorgängen gelernt, daß man oft das, was vor der Hand unmöglich scheint, unter andern, nachher eingetretenen günstigern Umständen, doch auszuführen im Stande sey, und die Hofnung, daß auch diesmal seine Bemühungen nicht fruchtlos bleiben, und die Befreiung des Prinzen aus den Händen der Flandrer, der gegenwärtig im Wege stehenden Hindernisse ohngeachtet, am Ende doch noch möglich seyn würde, schien ihm um so wahrscheinlicher, je gewisser er überzeugt seyn durfte, daß die flandrischen Herren ein dergleichen Unternehmen von seiner Seite gar nicht besorgten, und ihm folglich dieses für ihn

sehr

sehr günstige Vorurtheil bei seinem Vorhaben sehr zu Statten kommen würde.

Aber ein Gedanke, der jezt auf einmal in ihm aufstieg, hätte bald seinen Entschluß wankend gemacht. —

Wie konnte er den jungen Herzog in die Hände seines Vaters zurükführen, ohne daß er selbst mit zu dem Erzherzog zurükkehrte? — Und dann war Trennung von Sophien unvermeidlich, — von Sophien, in deren Umgange er nur das Glük des Lebens finden zu können glaubte, kurz, die er, wie er sich selbst gestehen mußte, von ganzer Seele liebte.

Erfüllte er sein Versprechen, führte er den jungen Herzog zu seinem Vater zurük, dann war an eine beständige Verbindung zwischen ihm und Sophien nicht mehr zu denken. — Sophiens Verwandte, die alle zu der flandri-

schen

schen Parthei gehörten, widersezten sich dann gewis seinen Wünschen, — man würde ihn als einen Verräther betrachtet, ihn von dieser Seite in Sophiens Augen verächtlich, verabscheuungswürdig zu machen sich bemühet haben, und Sophie, — getäuscht durch solche Vorspiegelungen würde, gesezt auch, daß sie für ihn Zuneigung und Liebe empfunden hätte, doch den vereinigten Vorstellungen ihrer Freunde am Ende nachgeben, ihre Liebe zu ihm unterdrükken müssen. —

Treue, Dankbarkeit gegen seinen gnädigen Herrn, und Liebe zu Sophien, begannen jezt in seinem Herzen einen mächtigen Kampf. —

Er mußte entweder der holden Sophie für immer entsagen, oder sich des Undanks gegen den Erzherzog schuldig machen, dem er doch alles zu verdanken, der ihm so unverkennbare Beweise seiner Gnade, seines Wohlwollens,

und,

und, wir können allerdings hinzusezzen — seiner Freundschaft gegeben, und dessen Zutrauen sich, der inzwischen eingetretenen Verhältnisse ohngeachtet, gleichwohl nicht vermindert hatte.

Doch ein Strahl von Hofnung erfüllte jezt seine Seele. — Wie, wenn er Wort hielte, — den jungen Herzog seinem Vater zuführte, — diesem seine Verhältnisse, — seine Liebe zu Sophien, seine Wünsche entdekte? — Sollte sich dann nicht der Erzherzog verbunden fühlen, seine Liebe zu begünstigen? sollte es dann nicht möglich seyn, daß eben durch dessen Vermittelung bei Sophiens Anverwandten eine Verbindung mit ihr noch weit eher als außerdem bewürkt werden könnte? — Gewis, der Erzherzog belohnte ihn für seine Treue, und welche Belohnung war für ihn größer, als Sophiens völliger Besiz? —

Dreiundfunfzigstes Kapitel.

Die Herren irren sich.

Nach Margarethens Abführung nach Frankreich war in Gent die vorige Ruhe wieder zurükgekehrt, — alles gieng seinen alten Gang. — Die Herren arbeiteten in ihren Kabinettern, — die Hausmütter besorgten ihre Wirthschaften, — Handel und Gewerbe kamen wieder in lebhaftern Umgang. — Man war doch am Ende des geräuschvollen Lebens, der ununterbrochenen mit einander abwechselnden Vergnügungen überdrüssig worden, und hatte sich daher nach der vormaligen einförmigen Lebensart herzlich gesehnt, bei der man nur Erholung erwarten konnte.

Nur Kunz befand sich hierbei nicht so wohl, als man von einem Manne hätte vermuthen sollen, der den Werth eines stillen ruhigen Le-

bens so gut kannte, und sich nicht so leicht von der schimmernden Außenseite einer Sache blenden ließ. — Zwar war auch er des geräuschvollen Lebens überdrüssig worden, zwar hatte auch er sich nach Ruhe und Erholung herzlich gesehnt, — aber die Ruhe seines Herzens war dahin, und in seiner gegenwärtigen Stimmung gewährte ihm diese Stille nicht die Erholung, die er außerdem gewis in selbiger gefunden haben würde.

Wäre Sophien i Gent geblieben, — niemand würde jezt glüklicher als Kunz gewesen seyn; aber Sophie war in dem Gefolge der Prinzessin, kam wahrscheinlich erst in mehrern Wochen wieder zurük, und etliche Wochen — bedenken sie selbst, meine schönen Leserinnen, sind diese nicht eine Ewigkeit für einen jungen feurigen Mann, sobald er während dieses Zeitraums seine Geliebte nicht ein einziges mal zu sprechen, nicht einmal zu sehen hoffen darf? —

Und

Und hierzu kam noch, daß Kunz in den lez-
ten Tagen vor Sophiens Abreise aus Gent,
mit ihr zu sprechen, nur selten, mit ihr allein
zu sprechen, gar keine Gelegenheit gefunden
hatte. — Immer war er noch ungewis, ob
Sophie Gegenliebe für ihn empfände, ob sie,
wenn er sie darum bäte, ihn mit einer günsti-
gen Antwort beglükken würde. Er machte sich
Vorwürfe, so manche Gelegenheit vorbeigelas-
sen zu haben, wo er ihr seine Wünsche hätte
entdekken, sie um ihre Liebe bitten können, —
er nahm sich fest vor, gleich nach ihrer Zurük-
kunft diesen Fehler wieder gut zu machen, ihr
sein Herz, seine Hand anzutragen, — aber das
alles konnte ihn für den Augenblik nicht beruhi-
gen, — mußte nothwendig seine Beklommenheit
nur vermehren, seinen Wunsch nach Sophiens
Zurükkunft nur um so feuriger machen. —

Solche Gefühle hatten auf Kunzens Stim-
mung einen sehr merklichen Einfluß, und daß

seinen Freunden, und allen, die mit ihm umgien-
gen, diese Veränderung bald merklich werden
mußte, war um so natürlicher, da Kunz, wie
denn das immer in solchen Lagen zu seyn pflegt,
selbst nichts davon merkte, sich blos mit sich
allein beschäftigte, mithin allerdings selbst meh-
rere Veranlassungen zu allen den Urtheilen gab,
die man sich in dieser Hinsicht über ihn er-
laubte. —

Im Ganzen genommen, waren diese Urtheile
sehr verschieden, und unter sich eben so abwei-
chend, als das Privatinteresse, und die beson-
dern Verhältnisse der Urtheilenden selbst.

Die flandrischen Patrioten, ein Name, der
Maximilians eifrigsten Widersachern anfäng-
lich aus Spott beigelegt wurde, dessen sie sich
aber in der Folge, als einer sehr ehrenvollen
Benennung, selbst bedienten, — glaubten in dem
nun zu Stande gekommenen Frieden mit Frank-

reich,

reich, und in der geschlossenen Verbindung der Prinzessin Margarethe mit dem Dauphin, den Grund von Kunzens Trübsinn zu finden. Sie wußten sehr wohl, was Maximilian dadurch verlor, was seine Gegenparthei dabei gewann, und wenn Kunz nur noch einige Anhänglichkeit für seinen Herrn hatte, so konnte ihm dieses ohnmöglich gleichgültig seyn.

Kunz ahndete, wie gesagt, von alle dem gar nichts, aber seine Freunde wurden dadurch sehr bekümmert. Daß Kunz mit der gegenwärtigen Wendung der politischen Angelegenheiten nichts weniger als zufrieden sey, so sorgfältig er sich auch hütete, darüber seine Meinung zu sagen, war ihnen wohl gewis, und wie nachtheilig konnte, mußte dieses für ihn werden, sobald die Patrioten zu seinem Nachtheile davon Gebrauch machten! Es bedurfte dann nur eines Zufalls, nur einer Anreizung, und Kunz ward vielleicht das Opfer der immer merklicher werdenden Zügellosigkeit des Volks.

Herr von Trasigny übernahm es daher, seinen Freund davon zu benachrichtigen, ihn zu warnen, ihn auf sich selbst aufmerksamer zu machen.

Kunzens Erstaunen bei dieser Entdekkung war eben so groß, als die Verlegenheit, in die er sich gesezt sahe, — und die um so mehr stieg, je herzlicher der Herr von Trasigny in ihn drang, ihm seinen Kummer mitzutheilen, um durch gemeinschaftliche Uiberlegung ein Mittel zu finden, wodurch der Grund desselben gehoben, wenigstens derselbe vermindert werden könnte.

Es ist eine merkwürdige Eigenschaft des menschlichen Herzens, dann ein Geheimniß nur noch fester in sich zu verschließen, je mehr auf dessen Mittheilung gedrungen wird. Wir wollen den Grund davon hier nicht untersuchen, allein, wir finden selbige selbst bei den besten Menschen, sogar bei Kindern schon in den Jah-

ren, wo noch das Herz am unverdorbensten zu seyn pflegt, und wo ihr enger Würkungskreis sie nicht auf Verhältnisse Rücksicht zu nehmen veranlaßt, welche in spätern Jahren diese Zurükhaltung allerdings nöthig, und zur Pflicht machen. — Vielleicht wird durch dieses Bemühen um Mittheilung unser Geheimniß uns nur noch theurer, und erhält eben dadurch in unsern Augen einen größern Werth, den es freilich, als Geheimniß betrachtet, auf den Fall ganz verlieren würde, wenn es, außer uns, noch irgend jemanden bekannt wäre. Vielleicht liegt auch der Grund hiervon in einer gewissen Eitelkeit — wenigstens über einen Gegenstand etwas mehr als jeder andere zu wissen. — Doch welche Menge: Vielleicht — könnte man hier nicht noch aufstellen! —

Kunz befand sich in dem nämlichen Falle. — Er versicherte seinen Freund, daß die Herren Flandrer sich in ihrer Vermuthung sehr geir-

ret hätten, und daß, wenn er seit einiger Zeit in sich gekehrter, und ernsthafter als gewöhnlich gewesen seyn sollte, Margarethens Verheirathung und der Friede zu Arras dazu würklich die Veranlassung nicht gewesen wäre. — Uibrigens dankte er ihm herzlich für diesen neuen Beweis seiner Freundschaft, für diese Warnung, von der er gewis den besten Gebrauch machen würde. Aber er versicherte ihn auch zugleich, daß er sich gegenwärtig nicht im Stande befände, seine Offenherzigkeit so zu erwiedern, wie er es verlangte; inzwischen könne er überzeugt seyn, daß er über alles in Kurzem die zuverlässigste Auskunft erhalten würde.

Vierundfunfzigstes Kapitel.

Frau von Borselen sieht schärfer.

Der Herr von Trasigny war viel zu bescheiden, als daß er, nach solch einer Erklärung, noch

länger in seinen Freund hätte dringen sollen. Gleichwohl glaubte er der Frau von Borselen von dieser Unterredung, und von der Veranlassung dazu, Nachricht geben zu müssen. Er kannte Kunzens tiefe Achtung gegen diese Frau, und ihre freundschaftlichen Ermahnungen zu einem vorsichtigen Betragen blieben bei Kunzen gewis nicht ohne den erwünschten Erfolg; — übrigens dünkte ihm, so wenig er auch selbst, im Ganzen genommen, seit einiger Zeit mit dem Gange der politischen Angelegenheiten zufrieden war, daß doch in dem vorliegenden Falle die flandrischen Patrioten nicht so ganz Unrecht haben, und sie sich nicht so sehr geirrt haben möchten, als Kunz ihm hatte versichern wollen.

Frau von Borselen hörte seine Erzählung mit aller der Aufmerksamkeit und Theilnahme an, die der Gedanke, daß Kunzens Ehre, und vielleicht sogar sein Leben in Gefahr kommen

möchte, sobald sich diese Vermuthung weiter ausbreitete, nothwendig in ihr erregen mußte, und sie versprach in dieser Hinsicht Kunzen zu warnen, und selbst alles Mögliche beizutragen, wodurch ein für ihn so nachtheiliges Gerücht widerlegt und unterdrükt werden könnte: übrigens aber sey es ihr, wie sie hinzusezte, nicht wahrscheinlich, daß Kunzens dermalige, ihr ebenfalls bereits aufgefallene Verschlossenheit einen politischen Grund haben sollte, ob sie schon vor der Hand noch nicht im Stande wäre, ihre Vermuthungen mit hinlänglichen Gründen zu unterstüzzen; doch hofte sie in Kurzem, und sobald sie mit Kunzen hierüber zu sprechen Gelegenheit haben würde, in dieser Sache zu mehrerer Gewisheit zu gelangen.

Bei Kunzens nächstem Besuche, den er der Frau von Borselen abstattete, fand sich diese Gelegenheit. —

Das Gespräch lenkte sich von selbst auf die gegenwärtige Stille in Gent, in Vergleichung mit den geräuschvollen Tagen vor der Abreise der Prinzessin Margarethe, und Kunz war mit der Frau von Borselen darinnen völlig einverstanden, daß, obschon die Verhältnisse, in denen man sich befände, zuweilen an solchen Festen und Zerstreuungen Theil zu nehmen, allerdings nöthig machten, gleichwohl, im Ganzen genommen, ein ruhiger Genuß des Lebens, und stillere Vergnügungen, jenen glänzenden Festen weit vorzuziehen wären; bei ihnen könne man blos auf wahre Erholung und Erheiterung rechnen, mit jenen sey gemeiniglich Ermüdung und Langeweile unmittelbar verbunden.

„Und doch scheint mir's beinahe, als wenn euch jene Feste nicht so ganz misbehagt hätten, — wenigstens waret ihr heiterer, froher, launichter als jezt," — sezte Frau von Borselen hinzu.

„Die Veranstaltungen waren allerdings vortreflich, — machten dem Geschmak der flandrischen Herren Ehre.“ —

„Ihr versteht mich nicht, lieber Kunz, oder — wollt mich nicht verstehen. Offen gesagt, ihr befandet euch damals in einer bessern heiterern Stimmung. Zwar umwölkte sich wohl zuweilen eure Stirne. — Denn so sehr euch auch immer die Feste selbst gefallen mochten, so konntet ihr doch zuweilen den Gedanken an die Veranlassung derselben . . . .

„Wahrhaftig, Edle Frau, wenn das auch der Fall gewesen seyn sollte, so geschah es doch unwillkührlich. — Wenigstens meinem Grundsatze zu Folge, ist zu geschehenen Dingen nicht viel mehr zu sagen.“ —

„Sehr richtig, lieber Kunz, — auch bin ich beinahe überzeugt, daß man sich in euch

geirrt, und den Grund eures Misbehagens ganz wo anders gesucht hat, als wo er würklich zu finden seyn möchte. — Aber bei alle dem — lieber Freund" — fuhr Frau von Borselen nach einigem Stillschweigen fort, — „spricht man sehr laut davon, daß ihr mit Margarethens Verbindung, mit dem Frieden, kurz, mit unserer gegenwärtigen Lage nicht zufrieden wäret, daß . . . . .

„Und man irrt sich darinnen; — inzwischen danke ich euch für eure Nachricht. Schon gestern sprach der Herr von Trasigny darüber mit mir, und ich sehe allerdings nur zu gut, wie nachtheilig dies für mich werden könnte, sobald sich ein solches Gerücht mehr ausbreitete. — Aber, mein Gott! man kann nicht immer gleich heiter, gleich aufgeräumt seyn!" —

„Ich will nicht weiter in euch dringen, auch würde ich hierüber ganz geschwiegen haben,

ben, wenn mich nicht die Freundschaft und der herzliche Wunsch, euch glüklich zu wissen, hierzu aufgefordert, verpflichtet hätte."

„Ihr seyd sehr gütig," — erwiederte Kunz.

„Und ich bitte euch daher," — fuhr Frau von Borselen fort, „mir nur die einzige Frage zu beantworten: wünscht ihr euch vielleicht zu dem Erzherzog zurük?" —

„Diese Frage ist mir ganz unerwartet" — antwortete Kunz mit sichtlicher Verlegenheit — „ich weiß nicht . . . sollte ich vielleicht durch irgend etwas hierzu Veranlassung . . . . .

„Wir reden hier als Freunde," unterbrach ihn Frau von Borselen. — „Niemand, dem eure vorigen Verhältnisse bekannt sind, kann und wird euch einen solchen Wunsch verargen, und es würde äußerst unbillig seyn, euch wieder euren Willen länger hier zu behalten. Uibrigens wäre vielleicht jezt der schiklichste Zeitpunkt, zu dem Erzherzog zurükzukehren, und . . .

„Sollte

„Sollte dies vielleicht ein freundschaftlicher Wink seyn, mich aus Gent zu entfernen? Wolltet ihr mir auf diese Weise . . . . .

„Nein! würklich nicht" — sezte Frau von Borselen schnell hinzu, „ich muß euch vielmehr versichern, daß eure Entfernung mir und allen euren Freunden äußerst unangenehm seyn würde. — Nur auf den Fall, daß ihr vielleicht in eurer Freiheit beschränkt zu seyn glaubtet, und daß dies der Grund eures zeitherigen Mismuths gewesen seyn sollte, würde es unbillig seyn, euch . . . . .

„Bei Gott! hierinnen liegt nicht der Grund. Ich liebe und ehre den Erzherzog von ganzem Herzen, aber — schon jezt wieder zu ihm zurükzukehren, — dazu finde ich in mir, und in meinen gegenwärtigen Verhältnissen, keine nähere Veranlassung. Uibrigens hoffe ich in Kurzem meine vorige Laune wieder zu erhalten,

halten, und unterdessen, bitt' ich, habt Geduld mit mir."

„Kein Wort mehr davon, lieber Kunz. — Die Uibergabe der Prinzessin ist glüklich erfolgt, und so viel ich weiß, wird sie bereits den Weg nach Paris angetreten haben. Nun wirds bald wieder lebhaft in Gent werden."

„Das ist schön! — Unsere Gesellschaften sind zeither würklich sehr klein gewesen. Wenn meint ihr denn also, daß wir unsere lieben Freunde wieder sehen werden?" —

„Ohngefehr in etlichen Tagen. — Wie ich höre, werden sie nicht alle wieder nach Gent zurükkommen." —

„Nicht alle?" —

„Und was mir an unangenehmsten ist, meine gute Sophie wird vielleicht unmittelbar zu ihrer Mutter zurükkehren.

„Unmittelbar zu ihrer Mutter?“ — wiederholte Kunz mit forschendem, auf Frau von Borselen gerichtetem Blik.

„Leider! — Einige aus ihrer Gegend haben ihr diesen Vorschlag gethan, und da sie allerdings vermuthen kann, daß ihre Mutter sie je eher je lieber . . . . .

„Aber es war ja schon so gut als gewis, daß sie den Sommer bei euch zubringen wollte?“ —

„Ich gebe auch noch nicht alle Hofnung auf; überdem wird morgen ein Bothe von hier an den Herrn von Stein abgefertigt, durch den ich meine Bitte an Sophien wiederholen lassen werde.

„Thut doch das. Der Sommer würde für euch nur halb so angenehm vorbeigehen, wenn ihr die Gesellschaft eurer Freundin dabei nicht

nicht genießen könntet. — Sie kommt gewis, sobald ihr sie . . . .

„Uiber den uneigennüzzigen Freund!“ — unterbrach ihn Frau von Borselen lächelnd. — „Und doch dünkt mir's beinahe, lieber Kunz, als ob auch ihr den Sommer nicht so angenehm durchleben würdet, wenn nicht unsere liebe Freundin . . . . .

„Ich? — wie könntet ihr . . . wahrhaftig diese Vermuthung . . . .

„Still, lieber Kunz — eure Röthe — eure sichtliche Verlegenheit bestätigt diese Vermuthung. — Inzwischen beruhigt euch; Sophie kehrt gewis nach Gent zurük. — Verzeiht mir übrigens die kleine Unwahrheit. — Im Grunde sollte zwar ich auf euch böse seyn, daß ihr mir, eurer Freundin, diese Herzensangelegenheit bis jezt verschwiegen habt. — Aber mit einem Liebenden darf man es doch wohl nicht so genau nehmen,

nehmen, und, im Vertrauen gesagt, ich war schon in euer Geheimniß eingedrungen, ehe Sophie von hier abreisete."

„Frau von Borselen" —

„Alles könnt ihr wieder gut machen, sobald ihr mir für die Zukunft in dieser Sache euer Vertrauen schenkt, und dann wollen wir sehen, wie weit wir . . . . .

„Welche Güte! Gewis meinen Dank, meine innige Ergebenheit . . . . .

Herr von Borselen, welcher in diesem Augenblik mit einem fremden Herrn ins Gemach trat, unterbrach das Gespräch.

Fünfundfunfzigstes Kapitel.

Adrian von Vilain, Herr von Raßinghem.

Der Fremde, welchen der Herr von Borselen bei seiner Gemahlin einführte, war Adrian von Vilain, Herr von Raßinghem.

Ein Mann, den die Natur mit den treflichsten Anlagen versehen, den das Glük auf die hervorstechendste Weise begünstigt hatte, und der gewis der liebenswürdigste Mann seiner Zeit geworden seyn würde, wenn nicht sein Stolz und sein Ehrgeiz ohne Grenzen gewesen wäre.

. . . . . .

Wir wünschten unsern Lesern ein vollständiges Bild von diesem merkwürdigen Manne aufstellen, eine treue Erzählung seiner Begebenheiten liefern, und überhaupt alle die Veranlassungen zu der Richtung bemerklich machen zu können, welche sein Charakter nach und nach angenommen hatte. Gewis, dies würde ein interessanter Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens seyn. — Allein eines Theils schweigen die Geschichtschreiber jener Zeiten von seiner frühern Geschichte, und erwähnen seiner nur dann erst, als er schon zu würken, seinen früher angenommenen Grundsäzzen zu Folge, sich thätig

zu beweisen anfieng, andern Theils aber verstattet uns auch nicht der enge Raum, der uns hier vorgezeichnet ist, aus seinen Handlungen die Geschichte seines Herzens zu abstrahiren, und wir müssen uns daher begnügen, unsern Lesern lediglich dasjenige mitzutheilen, was die Geschichte von ihm erzählt, und in wie ferne er in die vorliegenden Begebenheiten einen unmittelbaren Einfluß gehabt hat.

Es ist gewis, daß Maximilian unter seinen Gegnern keinen gefährlichern, keinen mehr zu fürchten gehabt haben würde, als den Herrn von Raßinghem, sobald dieser mit mehrerer Vorsicht gegen die übrigen flandrischen Herren sich betragen, die Aeußerung seines Stolzes und Ehrgeizes sorgfältiger zurükgehalten, kurz, ihnen nicht das Uibergewicht so merklich hätte fühlen lassen, welches er über die mehresten unter ihnen, in mehrern Hinsichten, allerdings hatte. Aber eben dies war für den Erzherzog

der größte Gewinn, denn die flandrischen Herren fanden jeden Vorschlag, gesezt auch, daß dessen Ausführung mit Wahrscheinlichkeit Vortheil erwarten ließ, schon um deswillen bedenklich, weil der Herr von Raßinghem ihn gethan hatte, — sie befürchteten, daß durch den glüklichen Ausgang sein Ansehen und sein Gewicht bei dem Volke, sobald dieses erführe, daß er die Veranlassung dazu gegeben hätte, noch mehr zunehmen, und daß alles dieses am Ende dahin führen würde, was er eben zu bewürken wünschte; zu dem gemeinsamen Entschlusse des Volks, ihm dies alleinige Regiment, wenigstens die Hauptdirektion der Geschäfte, zu übertragen.

Von allen Seiten wurde ihm daher entgegen gearbeitet. Die wahren Freunde des Vaterlandes besorgten, daß, unter seiner Direktion, nur sein Wille die Richtschnur in allen Verhandlungen seyn würde, und daß sein Ehrgeiz

ihn

ihn vielleicht verleiten könnte, einen Versuch zu machen, sich die alleinige Herrschaft des Landes zu arrogiren, und den jungen Herzog Philipp in seiner beständigen Vormundschaft zu erhalten. — Die Patrioten suchten freilich aus andern minder edlen Gründen seine Plane zu vereiteln. — Ihnen dünkte sein mehr und mehr zunehmendes Ansehen, um ihres eigenen Privatvortheils willen, bedenklich. Erhielt er das Uibergewicht im Staat, bekam er die Hauptdirektion der Geschäfte, dann war ihr Ansehen, ihre Gewalt auf einmal dahin; — gegen ihn vermochten sie nicht zu bestehen, sie mußten sich entweder vor ihm demüthigen, seinem Winke gehorchen, oder sie fielen als Opfer seines Stolzes und seiner Herrschsucht. —

Aber so stolz und imponant der Herr von Raßinghem gegen jeden war, der in Absicht der Geburt und der übrigen Verhältnisse, sich vor ihm zu demüthigen, nicht Ursache zu haben

glaubte, eben so herablassend, zuvorkommend, und fast verbindlich betrug er sich gegen diejenigen, die seinem Stolze schmeichelten, gegen das Volk, das ihn anbetete.

Durch seine hinreißende Beredsamkeit, durch seine Freigebigkeit, verbunden mit einer lebhaften Darstellung der glüklichen Zeiten, welche jezt, da man sich der unmittelbaren Herrschaft des Erzherzogs Maximilians entzogen hätte, durchaus Statt finden könnten, sobald die Vormünder nun auch dem Volke alle die Vortheile würklich theilhaftig werden ließen, die selbiges zu genießen, zu fordern allerdings befugt wäre, war es ihm leicht geworden, das Volk auf seine Seite zu bringen, und er würde gewis, unterstüzt durch dieses, seine Plane ausgeführt, sich zu der obersten Stelle im Lande hinaufgeschwungen haben, wenn er nicht, von seinem Ehrgeiz verblendet, die Unvorsichtigkeit gehabt hätte, Koppenollen, Rinnen und Dereden zu beleidi-

leidigen, und sie auf sein großes, immer mehr wachsendes Gewicht beim Volk eifersüchtig zu machen. — Jezt waren sie, um ihres eignen Vortheils willen, genöthiget, ihm entgegen zu arbeiten, da sie im Gegentheil, und wenn er mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht hätte, wahrscheinlich seinen Entwürfen beigetreten seyn, mit vereinigten Kräften das Ansehen und die Gewalt der Vormünder eingeschränkt, wohl gar dem Regimente eine ganz andere, Rassinghems Absichten entsprechende Form gegeben haben würden.

Sechsundfunfzigstes Kapitel.

Noch etwas über diesen Mann.

Gleichwohl gab Herr von Raßinghem seinen Plan immer noch nicht auf, und eine sich gegenwärtig darbietende Gelegenheit, unmittelbaren Antheil an der damaligen Regimentsverwal-

tung zu erhalten, kam ihm viel zu erwünscht, als daß er selbige hätte ungenuzt vorbeigehen lassen können.

Der Bischof von Lüttich, Ludwig von Bourbon, dessen wir bereits in dem Vorhergehenden, unter den von den flandrischen Ständen dem jungen Herzog Philipp gesezten Vormündern, gedacht haben, war mit Wilhelmen von der Mark, Herrn von Aremberg, einem bekannten, und wegen seiner Wildheit mit dem Zunamen: Hauer des Ardenner Waldes, belegten Partheigänger damaliger Zeiten, in Zwistigkeiten gerathen, welche am Ende in eine öffentliche Fehde ausarteten, in welcher der Bischof von dem Herrn von Aremberg mit eigner Hand ermordet wurde.

Erzherzog Maximilian war des unglüklichen Bischofs nächster Anverwandter, und obschon lezterer bei seinen Lebzeiten nicht immer so

freund-

freundschaftlich an dem Erzherzog gehandelt hatte, als es wohl unter diesen Verhältnissen zu erwarten gewesen wäre, so war doch Maximilian viel zu edel, großmüthig und gerecht, als daß er diesen Mord gleichgültig hätte ansehen, viel weniger ihn ungerochen lassen können. Uiberdem war er, als Herzog von Brabant, Schuzherr der Stadt und des Landes Lüttich, und auch in dieser Hinsicht konnte er den von Wilhelm von der Mark verübten Mord nicht unbestraft lassen. — Doch über diese Begebenheiten glauben wir um so schneller hinweggehen zu dürfen, als selbige eigentlich nicht unmittelbar den Theil der niederländischen Begebenheiten betreffen, welchen wir unsern Lesern gegenwärtig mitzutheilen versprochen haben; doch mußten wir selbige hierbei kürzlich berühren, weil der Herr von Raßinghem seinen Plan, schon jezt Antheil an der flandrischen Regierung zu erlangen, durch diesen Vorfall zu beschleunigen, und zur Ausführung zu bringen gedachte.

Doch ehe bei ihm der Gedanke, nach Gent zu gehen, und dort bei den übrigen Vormündern, und gesammten Ständen, um die, durch Bischof Ludwigs Tod erledigte vormundschaftliche Stelle anzuhalten, zur Ausführung kam, kostete es ihm allerdings einen harten Kampf. — Sein Ehrgeiz rieth ihm zwar, diesen Schritt zu thun. — Gelang es ihm, sich jezt als Vormund einen unmittelbaren Einfluß in die öffentliche Staatsverwaltung zu verschaffen, so war ja das größte bis jezt ihm bei der Ausführung seines Plans immer noch im Wege gestandene Hinderniß gehoben, und dann nur noch ein Schritt nöthig, um die höchste Stufe zu erreichen, auf die er sein beständiges Absehen gerichtet hatte.

Aber sein Stolz fand sich bei dem Gedanken, anhalten, bitten zu müssen, beleidigt. — Er sollte bitten, bei Männern bitten, die er so weit übersah, wenigstens zu übersehen glaubte, sollte

erst darum bitten, was man ihm schon längst hätte antragen sollen! — Und wenn man vielleicht zauderte, ihm sein Gesuch sogleich zu gewähren, — wenn man vielleicht gar Bedenken fand, ihm die vormundschaftliche Stelle zu übertragen — welche Demüthigung für ihn! —

Inzwischen war von seiner Seite hierbei nicht lange zu zaudern. Die Stelle hatte, wegen ihres Glanzes, ihres Ansehens, und der Gewalt, welche mit selbiger verbunden war, zu viel Reiz, als daß nicht eine Concurrenz mehrerer zu besorgen stund. Wer jezt am ersten kam, hatte noch immer die mehreste Hofnung, und die Stände standen wahrscheinlich um so weniger an, dem zuerst Bittenden sein Gesuch zu gewähren, als sie eben dadurch aus einer nicht geringen Verlegenheit befreiet wurden, die nothwendig dann Statt finden mußte, sobald mehrere Kompetenten sich zu dieser Stelle einmal gemeldet hätten. —

Raßing.

Raßinghems Ehrgeiz erhielt daher diesmal den Sieg über seinen Stolz, und seine gegenwärtige Anwesenheit in Gent war die Folge dieses Entschlusses.

Siebenundfunfzigstes Kapitel.

Kunz wird irre.

„Das Gerücht hat von ihm in jeder Hinsicht nicht zu viel gesagt.“ —

„Ihr werdet sogar finden, daß das Gerücht von ihm noch viel zu wenig gesagt hat. — Die Falten seines Herzens sind zu tief, zu verborgen, seine Verstellung ist zu groß, als daß ein flüchtiger Beobachter nicht durch ihn getäuscht werden sollte. — Unter uns gesagt, lieber Kunz, — Raßinghem ist ein gefährlicher Mann.“ —

„Bei seinem Verstande, bei seinen Talenten ist das mehr als wahrscheinlich, und sein unverkenn-

verkennbarer Stolz, sein beständiges Ringen nach Ehre, mag ihn wohl zuweilen veranlassen, Mittel zu Befriedigung dieser Leidenschaften zu wählen, welche mit dem Charakter des ehrlichen Mannes sich nicht vertragen. — Aber das bei Seite gesezt, so kann ich euch doch versichern, daß mir allemal seine Gegenwart viel Unterhaltung gewährt." —

„Euch? — erwiederte Frau von Borselen lächelnd. — Verzeiht mir; aber mich dünkt, der Herr von Raßingheim hat sich zu einer Unterredung mit euch noch gar nicht herabgelassen." —

„Leider habe ich dieser Ehre noch immer entbehren müssen, — und der Himmel weis, ob ich je dieses Glüks werde theilhaftig werden. — Aber demohngeachtet finde ich in seiner Gesellschaft viel Unterhaltung. — Ihn im Stillen zu beobachten, unbemerkt seinen Gang zu verfolgen,

folgen, — das stolze Selbstgefühl in allen seinen Aeußerungen, und, selbst in seiner zuvorkommenden Höflichkeit, nur die Herablassung des Gebieters zu bemerken, — das gewährt mir mehr Vergnügen, als wenn Herr von Raßinghem Stunden lang sich mit mir unterredete, und mich durch Höflichkeiten nöthigte, seinem Stolz und seinem Ehrgeiz zu huldigen. Gewis, Frau von Borselen, ich gönne Euch, Eurem Gemahl und jedem das Glük . . . .

„Ein leidiges Glük! — unterbrach ihn Frau von Borselen. — Und daß mein Mann und ich ihn nicht mit so vieler Aufmerksamkeit behandeln würden, wenn uns nicht die Lage der Sachen dazu aufforderte, nöthigte, davon, glaub' ich, werdet ihr auch ohne meine Versicherungen überzeugt seyn."

„Ihr berühret hier eine Saite, die ich mich anzuschlagen außerdem gewis gehütet haben

würde

würde. — Daß ich in Eurem und Eures Gemahls Betragen gegen Raßinghem Widersprüche mit Euren Grundsäzzen zu finden geglaubt habe, will ich nicht läugnen; — inzwischen, sezte Kunz flüchtig hinzu — nöthigen uns zuweilen Verhältnisse, unsern Gefühlen einige Gewalt anzuthun." —

„Und das ist wahrhaftig auch bei uns der Fall. — Wir würden ihn gewis nicht so oft in unserm Hause sehen, ihn nicht mit der zuvorkommenden Aufmerksamkeit behandeln, kurz, jeden seiner Wünsche, oft, ich versichere es euch, selbst mit Aufopferung der unsrigen, in Erfüllung zu bringen suchen, wenn nicht mein Mann sich dazu aus mehreren Gründen verpflichtet fühlte!" —

„Davon bin ich überzeugt." —

„Ihr wißt — fuhr Frau v. Borselen fort, — in welcher Absicht Raßinghem jezt nach Gent gekommen ist! — Er wendete sich an meinen Mann, er bat ihn um seine Vermittlung. —

Was

Was sollte mein Mann hierbei thun? — Ihm geradezu sagen, daß, so lange er noch etwas vermöchte, dieser Wunsch nie erfüllet werden würde?" —

„Das würde freilich nicht rathsam gewesen seyn." —

„Es war also kein anderer Ausweg. Mein Mann mußte sein Zutrauen zu erhalten suchen. — Er ließ ohnedies, wie mein Mann mich versicherte, sehr deutlich merken, daß, wenn ihn die Vormünder nicht unterstützten, er sich genöthigt sehen würde, seine Wünsche dem Volk vorzutragen. — Bedenkt selbst, welche Unordnungen dies hätte verursachen können, und wie leicht . . . .

— „Daß er aber auf diesem Wege je seinen Plan ausführen sollte, ist nicht wahrschein-

lich . . . .

Ich

„Ich geb' Euch das zu; allein Unordnungen, wohl gar Aufruhr wäre dann immer zu besorgen. — Und in welche Gefahr würde mein Mann dann kommen! — Er wäre jezt der Einzige, der sich dem reißenden Strome entgegen sezzen müßte, — gewis entgegen sezzen würde. — Wie wenig Entschlossenheit, Festigkeit, der Herr von Beveren hat, wißt ihr ja, — und Ravenstein ist nicht hier. — Alles, alles würde jezt auf meinen Mann allein zuströmen. — Und wenn auch das Volk, wenn auch Koppenolle und seine Anhänger Raßinghems Wünsche zu begünstigen nicht die Absicht hätten; so würden sie doch diese Gelegenheit gewis benuzzen, ihrem längst verhaltenen Unwillen Luft zu machen . . . . .

„Aber wie lange soll diese Täuschung dauern? — Am Ende, fürchte ich, wird Raßinghem gewahren, daß man ihn blos hinhält, und dann . . . . .

„Mein Mann hat mit ihm hierüber so offen gesprochen, als es unter diesen Umständen nur immer möglich gewesen ist, ihn davon überzeugt, daß, bevor Ravenstein von seinem Zuge wider die Lütticher zurükgekommen sey, in der Sache nichts vorgenommen werden könne — und bis dahin hat Raßinghem sich ruhig zu halten versprochen, — auch bis jezt Wort gehalten. — Denn ich muß euch sagen, er wird beobachtet, von Personen beobachtet, von denen ihr es vielleicht nicht vermuthetet — auch dürfte vielleicht das äußerlich gute Vernehmen, in dem er jezt mit uns stehet, seinen Anhang bei dem Volke vermindern —

„Gewis — wenigstens werden Koppenolle und die Herren von der Gegenparthei nicht unterlassen, ihn eben um deswillen dem Volke aus einem nachtheiligen Gesichtspunkte vorzustellen.“

„Und

„Und nun, lieber Kunz, findet Ihr noch Widersprüche in meinem und meines Mannes Benehmen gegen Raßinghem mit unsern Grundsäzzen?“ —

„Nein, bei Gott, nein. — Verzeiht mir vielmehr . . . . .

„Still, lieber Freund, — diese Erläuterung war ich Euch, war ich mir, und meinem Mann schuldig.“ —

Achtundfunfzigstes Kapitel.

Man muß sich in die Zeit schikken.

Und doch würde wahrscheinlich Herr von Rassinghem nicht Wort gehalten, des dem Herrn von Borselen gegebenen Versprechens ohngeachtet, gleichwohl das Volk von seinen Absichten näher unterrichtet, und zu Beförderung seiner Plane veranlaßt haben, wenn nicht das Volk jezt zu sehr mit andern Gegenständen be-

schäftigt gewesen wäre, als daß er, den gewünschten Eindruk bei selbigem zu machen, hätte erwarten können.

Zwar eilten die Bürger von Gent, sobald sie seine Ankunft erfahren hatten, in seine Wohnung, zwar umgab ihn, so oft er sich an öffentlichen Orten sehen ließ, ein Haufen Volk, und begleitete ihn auf seinem Wege; allein mit allen diesen Aeußerungen der Aufmerksamkeit und des Beifalls war immer nicht die stete Anhänglichkeit verbunden, die man vordem für ihn in Gent gehabt hatte. — Es war ganz unverkennbar, daß die Bürger in Gent jezt von etwas anderm mehr, als von dem Herrn von Raßinghem, angezogen wurden.

Raßinghem war zu scharfsichtig, als daß ihm dieses hätte entgehen sollen, und bei seinem bekannten Stolze mußte ihn dieses empfindlich beleidigen, — aber auch zu klug, diese Empfindlich-

pfindlichkeit blikken zu lassen; — bei seinen Entwürfen hatte er zu viel Ursachen, das Volk auf seiner Seite zu behalten. —

Inzwischen gewann dabei die gute Sache, — denn Raßinghem überzeugte sich selbst, daß jezt noch nicht der Zeitpunkt zu Ausführung seines Plans gekommen sey, und der Herr von Borselen, der unter der Hand genauer, als Rassinghem vermuthete, von allem unterrichtet war, ließ keine Gelegenheit vorbei, ihn mehr zu überzeugen, daß, wenn je seine Wünsche erfüllt werden sollten, er alles der Zeit überlassen müßte — und daß zu große Betriebsamkeit ihm weit mehr schaden als nüzzen würde.

Das, was die Einwohner von Gent jezt so sehr beschäftigte, und sie gegen Raßinghem, und gewissermaaßen gegen alles gleichgültiger, als sie außerdem gewesen seyn würden, machte, waren die Nachrichten, welche sie wegen der

Uibergabe der Prinzessin Margarethe an die französischen Gesandten, durch die Begleiter derselben, die nunmehr nach und nach von Hedin wieder zurük kamen, erhielten. — Freilich mußten diese Nachrichten für die Genter außerordentlich viel Anziehendes haben, da doch, im Grunde genommen, der Friede zu Arras, und die darinnen mit besprochene Verbindung der Prinzessin, fast lediglich ihr Werk war, da sie durch ihre Einwürkungen auf die übrigen niederländischen Provinzen, wider Maximilians Willen, und selbst wider den Willen mehrerer niederländischen Herren, diese Verbindung erzwungen hatten, und da sie nunmehr auf Frankreichs Schuz, und öffentlichen Beistand wider den Erzherzog, im Fall dieser doch noch versuchen sollte seine Gerechtsame geltend zu machen, mit Gewisheit rechnen zu dürfen glaubten.

Unter diesen Umständen erforderte es schon an sich die Klugheit, wenigstens äußerlich an der lauten Freude des Volks Antheil zu nehmen,

men, und Kunz fand sich hierzu um so mehr veranlasset, da er doch immer besorgen mußte, daß die für ihn so nachtheiligen Insinuationen der Patrioten Eingang bei dem Volke gefunden haben möchten. — Er benuzte daher diese Gelegenheit, sich dem Volke zu zeigen, und zugleich durch mehrere Beweise seiner Theilnahme an der glüklich erfolgten Uibergabe der Prinzessin Margarethe an die französischen Gesandten den wider ihn gemachten bösen Leumund zu widerlegen. — Freilich mußte er sich hierbei anfänglich manche Nekkerei, manchen beissenden Spott gefallen lassen, manche bittere Anmerkung über Maximilianen mit anhören, aber die Klugheit gebot ihm zu schweigen, und so wehe besonders dieses Leztere seinem Herzen auch immer that, so gelang es ihm doch, seinem einmal gefaßten Vorsazze, sich durch muntern Scherz und fröhliche Laune bei dem Volke wieder angenehm zu machen, getreu zu bleiben. — Auch ward es ihm jezt leicht, durch diese Mittel

das Volk wieder zu gewinnen. Es war einmal zur Freude gestimmt, und Kunzens muntere Unterhaltungen, seine scherzhaften, mit Vorsicht gewählten Erzählungen vermehrten das allgemeine Vergnügen, und erwarben ihm bald das Wohlwollen der Genter aufs neue. —

Neunundfunfzigstes Kapitel.

Uiberraschung.

Herzlich sehnte sich Kunz am Abend eines solchen nicht ohne Anstrengung seiner selbst durchlebten Tages nach Ruhe und Erholung, und er eilte daher, sobald ihm die einbrechende Dunkelheit sich aus dem Getümmel des Volks unbemerkt zu entfernen verstattete, dem Hause des Herrn von Borselen zu, wo er, im traulichen Zirkel seiner Freunde, hinlängliche Entschädigung für alle Beschwerlichkeiten dieses Tages sicher erwarten konnte.

Georg, der älteste und vertrauteste Diener der Frau von Borselen, kam ihm bei seinem Eintritt ins Haus entgegen.

Nun endlich kommt ihr doch, gestrenger Herr Ritter. — Haben wir nicht Euch aller Orten gesucht! — Da bin ich erst auf der Burg, dann bei dem ehrwürdigen Herrn Adrian, dann wieder auf der Burg, dann auf dem Markt, und der Himmel weis auf welcher Straße, nach Euch herumgelaufen, habe nach Euch gefragt, Euch gesucht, — aber nirgends gefunden. Bald hieß es, Ihr wäret hier, bald da, und wenn ich hinkam, war Ritter Kunz so eben wieder fortgegangen. — Doch ich alter Narr stehe hier, erzähle Euch, was ich gethan habe, halte Euch auf, und oben harret Eurer unsre Frau mit Schmerzen. — Kommt, Herr Ritter, hier die Stiege hinauf"—

„Nun wahrhaftig — erwiederte Kunz — hätte ich doch nicht geglaubt, daß solch ein Su-

chen und Fragen nach mir wäre. — Ist Frau von Borselen allein?" —

„Kommt nur, nein, — doch ja! ja! sie ist allein, antwortete Georg, und stieg mit solcher Hast die Stiege hinauf, daß ihm Kunz kaum folgen konnte." —

„Er ist da, edle Frau, er ist da! — rief jezt Georg ganz außer Athem in das Gemach der Frau von Borselen, und trat zurük, um den schnell hinter ihm herkommenden Ritter in das Gemach hinein zu lassen."

„Nun endlich, lieber Kunz! — aber sagt mir nur, wo ihr gewesen seyd, wohin ihr Euch verborgen habt? — Einen ganzen langen Tag nichts von Euch hören, aller Mühe ohngeachter, Euch nirgends auffinden zu lassen! — Fast möcht' ich mit Euch zürnen — doch Ihr habt Euch selbst schon hinlänglich bestraft, — die Reue folgt Euch auf dem Fuße . . . .

„Mit

„Mit Recht, edle Frau, erwiederte Kunz, verdiente ich diese Vorwürfe, wenn mich von Eurer Gesellschaft . . . . .

„Von meiner Gesellschaft? — unterbrach ihn Frau von Borselen lächelnd — da möcht' es nun mit der Reue noch so seyn. — Aber wißt Ihr denn, ob ich nur allein Euch zu sehen gewünscht habe? ob nicht vielleicht noch jemand . . . . . Doch ich will Euch nichts, gar nichts mehr sagen."

„Ihr spannt meine Neugierde. — Vielleicht noch jemand? — wiederholte Kunz nachdenkend."

„Ja! lieber Kunz, noch jemand, — zu deutlich sagt Eure schnelle Röthe, daß Euer Herz mich völlig verstanden hat. — Nicht?" —

„Ohnmöglich! — Nein, Ihr täuscht mich" —

„Uiber den Ungläubigen! —

„Ich bitte Euch, sagt mir, war's Wahrheit oder . . . . .

„Eht,

„Seht, seht, Ihr habt mich gut verstanden; bald möcht' ich Euren Unglauben durch Stillschweigen bestrafen."

„O! dieses Zaudern ist schon Strafe für mich — sagt mir, ich bitte Euch, wo ist . . . Nein, Ihr täuscht mich" —

„Folgt mir, lieber, ungläubiger Freund. — Durch eine Seitenthüre führte Frau von Borselen den Ritter in ein Nebengemach, wo Sophie von Trasigny mit ihrem Bruder, in traulichen Gesprächen vertieft, am Fenster stand.

„Nun, lieber Kunz, täuscht' ich Euch?" — fragte Frau von Borselen, im Hereintreten.

Sophie wandte sich um.

Kunz war zu überrascht, als daß er zu reden vermocht hätte.

„Hier, liebe Sophie — fuhr Frau von Borselen fort — hier bring' ich Euch den ehrenvesten Ritter Kunz von der Rosen. — Seines Fehlers bewußt, Euch nicht gleich bei Eurer Ankunft gebührend empfangen zu haben, läßt er

durch

durch mich jezt um Verzeihung bitten, bereit, solch Vergehen durch Betfahrt und Kreuzzug, wie Ihr es immer verlangt, wiederum abzubüßen."

„Würklich, Herr Ritter, antwortete die holde Sophie, Ihr hättet keinen bessern Fürsprecher erwählen können. — Doch der Fürsprache bedurfte es nicht. — Zu jeder Zeit sieht man seine Freunde gern"—

„Und Freund Kunzen — unterbrach Herr von Trasigny seine Schwester — auf Betfahrt oder Kreuzzug zu senden, würde nicht wohl gethan seyn. — Wir verlören dabei am meisten."

„Ihr seyd sehr, sehr gütig — erwiederte Kunz. — Wir alle glaubten nicht, euch schon heute hier zu sehen, sonst würde gewis . . . .

„Ein

„Ein glükliches Ohngefehr führte mich zu meinen Freunden schneller zurük, als ich anfänglich selbst vermuthete, und ich freute mich zu sehr auf diese Uiberraschung, als daß ich durch eine vorläufige Nachricht mich dieses Vergnügens hätte berauben können. — Meine theure Mutter erstaunte nicht wenig, als ich in ihr Gemach trat." —

„Dank, herzlichen Dank, meine Sophie, für diese Freude — antwortete Frau von Borselen, indem sie ihre liebe Pflegetochter umarmte." —

„Aber, Freund Kunz, was ist Dir?" — fragte Herr von Trasigny.

„Mir? — O! mir ist wohl, sehr wohl — nur diese unerwartete Uiberraschung macht mich stiller, als ich sonst gewis seyn würde." —

Herr von Borselen und Herr von Raßinghem traten jezt ins Gemach.

Ehrerbietig verbeugten sich alle gegen die Eintretenden. — Das Gespräch ward allge-

mei-

meiner. — Sophie erzählte auf Verlangen von den Feierlichkeiten bei der Uibergabe der Prinzessin an die französischen Gesandten, von den Sitten und Gebräuchen dieses Volks, und von den Begebenheiten ihrer Reise. —

Kunz war in Sophiens Anblik verloren. — Bilder der Zukunft stiegen in ihm auf. — Er dachte sich Sophien als Gattin, als Mutter, — als die künftige Gefährtin seines Lebens. — Seine heißesten Wünsche waren erfüllt, sein Glük war vollkommen. — Frau von Borselen wekte ihn aus seinen süßen Träumereien.

„Nun wahrhaftig, Eure Freude über Sophiens Zurükkunft nimmt eine sonderbare Wendung. — Ihr sizt hier, Gott weis in welchen Gedanken vertieft; die Gesellschaft entfernt sich, Sophie verläßt das Gemach, und Ihr . . . .

„Ja würklich — erwiederte Kunz schnell — wo sind sie hingegangen? — darf man folgen? —

„Nur nicht mit diesem verstörten Blik, guter Freund.“ —

„Mir ist so wohl, so wohl — und doch bin ich auch so beklommen, so unruhig . . .

„Wird sich alles geben. — Jezt seyd munter, aufgeräumt! — Doch wir verplaudern hier die Zeit, und im Speisesaale wartet man unserer.“ —

Sechzigstes Kapitel.

Selbstgespräch.

(Kunz geht unruhig im Zimmer umher. Es ist Mitternacht.)

„Nein, bei Gott! das war zu arg. — Wie er da saß im stolzen Selbstgefühl, geschmeichelt von allen, selbst von Sophien mit zuvorkommender Achtung behandelt.“ —

— „Wie konnte aber auch Sophie sein fades Geschwäz mit anhören? — wie an seinen Scher-

zen,

zen, an seinem Wizze, an seinen Wortspielen ohne Salz und Geist Geschmak finden?" —

„Ich begreif's nicht — — und doch!" —

„Daß er auch eben heute da seyn mußte, — gleich am ersten Abend, den wir so froh und glüklich hätten verleben können." —

„Eitelkeit! Eitelkeit! — wie groß ist deine Gewalt, selbst über die besten Menschen! — Sophie würde gewis nicht so gehandelt haben, wenn's nicht Raßinghem, der mächtige, reiche Raßinghem, gewesen wäre." —

„O Sophie! Sophie! wie weh that's meinem Herzen, als ich deine Hand in der seinigen ruhen sah!" —

„Wenn das immer so seyn soll, wenn er immer nur an sie seine Unterhaltung richten, sich immer nur mit ihr beschäftigen wird — Armer Kunz, — dann ist die Freude deines Lebens dahin!" —

„Ja wohl armer — zurükgescheuchter Kunz!"

„Aber nein! — ich will alle meine Kräfte aufbieten, — will ihm entgegen arbeiten, so viel ich immer kann, will Trasigny alles entdeken, — will nicht eher ruhen und rasten . . . aber weis ich denn auch, ob Sophie mich liebt?" — — — —

„Sonderbar, bei Gott! sonderbar. Wie, wenn das alles so hätte kommen müssen? — wie wenn just Sophie zur Mittelsperson gewählt worden wäre, Raßinghem fester mit Borselen zu verbinden?" —

„Schrekticher Gedanke! — Nein! Nein! dazu ist Borselen zu redlich" — —

„Daß ich aber auch bis jezt so zurükhaltend gegen Trasigny seyn mußte!" —

„Alles, alles soll er morgen wissen." —

„Aber wenn auch er . . . . nein, er ist zu bieder, zu redlich!" —

Einundsechzigstes Kapitel.

Heil dem Manne, der früh das Weib seines Herzens fand!

Raßinghem sahe Sophien diesen Abend zum erstenmal. — Ihr gefälliger Anstand, ihre muntere Unterhaltung und ihre Lebhaftigkeit machten auf ihn allerdings Eindruk, und die zuvorkommende Achtung, die sie ihm theils wegen seines Standes, theils wegen seiner freundschaftlichen Verhältnisse mit dem Herrn von Borselen schuldig zu seyn glaubte, schmeichelte seinem Stolz. — Gründe genug, warum Raßinghem an Sophiens Unterhaltung Geschmak fand, und warum er sich diesen Abend fast ausschließend mit Sophien beschäftigte. —

Aber Liebe war's nicht, was er für Sophien empfand. — Wie hätte auch ein Mann, dessen Hauptleidenschaft Stolz war, lieben, wie hätte

er den Gedanken an ausdauernde Abhänglichkeit von einem Mädchen ertragen können? —

Die Zeiten waren bei ihm vorüber, wo sich das Herz noch leicht für Liebe und Freundschaft öfnet, wo der himmlische Funke bald zur hohen Flamme auflodert, die kein Sturm des Schiksals auslöschen, keine bedächtige Klugheit erstikken kann. —

Mag doch immer der Weise, stolz auf seine vieljährigen Erfahrungen, misbilligend beim Anblik des liebevollen Jünglings den Kopf schütteln, mag er ihm doch immer ruhige Bedachtsamkeit wiederholt empfehlen, mag er ihm doch versichern, daß Liebe Schwärmerei, Schwachheit des Geistes sey — o! wir fühlen uns so glüklich in dieser Schwachheit, achten nicht mehr des Rufs nach Ehre, nicht mehr der täuschenden Bilder vorgespiegelter Hofnungen; — im hohen, reinen, seligen Genuß der Liebe, im Arm der zärtlich geliebten, uns herz-

lich liebenden Gattin finden wir für Alles tausendfache Entschädigung.

Heil dem Manne! der frühzeitig aus dem großen Buche der Natur seine wahre Bestimmung las, Wahrheit vom Schein, Mittel vom Endzwek zu unterscheiden lernte. — Gern überläßt er dem Ehrgeizigen seinen Rang, seinen Titel, seinen ausgebreiteten Würkungskreis, — gern dem Gelehrten seine Wissenschaften, seine Kenntnisse — gern dem Reichen sein Gold. — Ihm genügt an der Liebe seines Weibes. Ein zärtlicher Blik seiner Gattin — das erste Lallen seines Kindes, gilt ihm mehr als dieses alles.

Mag doch der Vornehme mit stolzem Mitleid auf ihn herabsehen, mag doch nunmehr der Weg zur Ehre und zum Ansehen für ihn auf immer verschlossen seyn, — er hat genug. — Sein Weib liebt ihn.

Um ihrentwillen erträgt er mit Freuden die Mühseligkeiten dieses Lebens, um ihrentwillen

fühlt

fühlt er die Anstrengung aller seiner Kräfte nicht, mit der er sich ein spärliches Auskommen verschaffen muß. — Sein Weib troknet ihm am Abend jedes Tages den Schweiß von seiner Stirne, theilt mit ihm Kummer und Freude; — in ihrem Arme findet er Belohnung, — in ihrem Blikke Ermunterung zu neuer rastloser Thätigkeit. —

Heil dem Manne, der frühzeitig seine wahre Bestimmung kennt!

— Kunz irrte sich also diesmal gewaltig in Raßinghem; inzwischen war dieser Irrthum von wichtigen Folgen, wovon wir die nähern Umstände unsern Lesern im zweiten Theile dieser Geschichte mitzutheilen uns vorbehalten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Strauß, J. S.

Kunz von der Rosen, Maximilians des Ersten lustiger Rath Ein Beitrag zur Geschichte der Niederländischen Unruhen im funfzehenden Jahrhunderte

Bd.: 1

Freyberg ; Annaberg (1792)

P.o.germ. 1426 to-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120909-9
VD18 9040324